

China

Ausgabe Nr. 49, 09. Oktober 2018



Im Jubiläumsjahr der 1968er wird oft vergessen, dass es damals neben den klassischen, autonomen Aktivist_innen auch viele, vor allem junge Leute gab, die sich für die Lehren der kleinen roten „Mao-Bibel“ begeisterten. Zahlreiche maoistische Gruppen erblickten das Licht der Welt und setzten sich ausgiebig mit politischen und kulturellen Entwicklungen des kommunistischen China auseinander. Kurzgefasst lautete die Frage: Was können wir von der politischen Theorie und Praxis der Volksrepublik für die Kämpfe im Westen lernen? Die Beschäftigung damit ist aus vielerlei Gründen noch immer hochaktuell. Mehr als drei Jahrzehnte nach der Ära Mao Tse-tung ist die Kommunistische Partei China nach wie vor an der Macht. Der Übergang vom Staatssozialismus zur wettbewerbsorientierten Marktwirtschaft ist allerdings höchst erfolgreich durchgesetzt worden. China ist im Herzen des Kapitalismus angekommen. Nicht zuletzt profitieren auch die Global Player in Deutschland und den USA – trotz erwähnter Animositäten – von den Möglichkeiten, nach China zu expandieren und dort in lukrativen Joint Ventures mit staatlichen Betrieben Automobile zu produzieren, Staubsauger herzustellen oder Wolkenkratzer zu bauen. Die Wirtschaft wächst. Der Staat investiert in Infrastruktur und ökologische Modernisierung und scheint auch mittel- und langfristige Pläne für seine Entwicklung zu haben. Gleichzeitig verschärfen die Widersprüche des Kapitalismus die Widerstände gegen die Ausbeutungsverhältnisse im Land. Die Konsequenz: Tausende Menschen organisieren sich. So geschehen bei großen, informellen Streiks wie den jüngsten Leiharbeiter_innenprotesten bei VW und bei Arbeitsniederlegungen oder Blockaden von Millionenprojekten. Die Aktivist_innen schreiben gegen ihre entrechtete Lage als Wanderarbeiter_innen an oder sind in linken politischen Strukturen jenseits der kommunistischen Staatspartei organisiert.

Uns interessieren kritische Blicke in Politik, Ökonomie, Literatur, Kunst und Alltagsleben. Wir fragen nach: Welche historischen und politischen Entwicklungen hat China durchgemacht – von der planwirtschaftlich organisierten Lebensweise Maos zum Transformationsprozess der 1980er Jahre bis hin zu einem kapitalistischen Großprojekt mit geopolitischen Langzeitstrategien? Vor welchen Herausforderungen steht die chinesische Arbeiter_innenbewegung, welchen Repressionen ist sie ausgesetzt? Welche Lehren können aus ihren vielfältigen Kämpfen gezogen werden, auch mit Blick auf die globalen Kräfteverhältnisse? Welche Bedeutung hat der aktuelle Handelsstreit zwischen den USA und China – und wann wird Trump endlich einen eigenen [China-Remix](#) veröffentlichen?

Viel Spaß beim kritischen Lesen!

Nicht vergessen: Unsere nächste Ausgabe ist eine Jubiläumsausgabe. Wir erscheinen bereits zum 50. Mal! Wir haben das feine Thema „Revolution“ hierfür ausgewählt und freuen uns noch auf

Rezensionsvorschläge – insbesondere von nicht-männlichen Autor*innen! Meldet euch mit einer kurzen Begründung und einem Vorschlag unter redaktion@kritisch-lesen.de.

Die Erneuerung der globalen Arbeiterklasse



Essay von Beverly Silver

Die Arbeiterbewegung ist keineswegs tot. Vielmehr deutet der seit 2008 zu beobachtende Aufschwung von Arbeiterunruhen und Klassenkämpfen darauf hin, dass wir eine Trendwende erleben.

Essay von [Beverly Silver](#)

Seit den 1980er-Jahren hat sich in den Sozialwissenschaften die Ansicht durchgesetzt, dass Arbeiterbewegungen und Klassenkämpfe ein Relikt der Vergangenheit seien. Im Allgemeinen wurde behauptet, die „Globalisierung“ habe einen verschärften Wettbewerb unter den Arbeiter_innen auf der ganzen Welt entfesselt und damit zu einer unaufhaltsamen Schwächung der Arbeitermacht und Verschlechterung der Lebensbedingungen geführt. Die Umstrukturierung der Produktion durch Fabrikschließungen, Auslagerungen, Automatisierung und den Rückgriff auf ein enormes neues Angebot an billiger Arbeitskraft würde die etablierten Arbeiterklassen der Massenproduktion in den Kernländern zersetzen und die erneute Mobilisierung der Arbeiterklasse überall auf der Welt schier unmöglich machen.

Mit dieser These von einem allgemeinen Wettlauf nach unten (*race to the bottom*) ließ sich dann aber nicht erklären, wie es zu dem weltweiten Aufschwung von Arbeiterunruhe und Klassenkämpfen seit 2008 kommen konnte. Dieser neue Aufschwung fand in verschiedensten Formen statt: eine Streikwelle von Fabrikarbeiter_innen in China und anderen Teilen Asiens, militante wilde Streiks in südafrikanischen Platinminen, die Besetzung öffentlicher Plätze durch arbeitslose und prekär arbeitende Jugendliche von Nordafrika bis in die Vereinigten Staaten sowie Proteste gegen die Austeritätspolitik in Europa. Und dies sind nur einige Anzeichen dafür, dass es zu einer Trendwende gekommen ist. Vermutlich stehen wir sogar erst am Anfang einer neuen Welle von weltweiten Mobilisierungen der Arbeiterklassen.

Ein globaler Aufschwung von Klassenmobilisierungen

Um zu verstehen, was sich vor unseren Augen abspielt, benötigen wir einen Ansatz, mit dem sich begreifen lässt, wie die immer wiederkehrenden Umwälzungen der Produktionsorganisation, die kennzeichnend für die gesamte Geschichte des Kapitalismus sind, nicht nur zur Zersetzung (*unmaking*) etablierter Arbeiterklassen, sondern auch zur Herausbildung (*making*) neuer Arbeiterklassen im globalen Maßstab führen.

Diejenigen, die in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder den Tod der Arbeiter_innenklasse und der Arbeiterbewegungen verkündeten, haben sich meistens einseitig nur auf den zersetzenden Aspekt der Klassenbildung konzentriert. Wenn wir aber davon ausgehen, dass die Arbeiterklassen und Arbeiterbewegungen der Welt einem ständigen Prozess der Herausbildung, Zersetzung und Neubildung (*remake*) unterliegen, dann können wir den Fehler vermeiden, den Tod der Arbeiterklasse jedes Mal vorschnell zu verkünden, wenn eine historisch spezifische Form von Arbeiterklasse zersetzt wird. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war schon einmal voreilig

vom Ende der Arbeiterbewegung gesprochen worden, als den handwerklichen Arbeiter_innen durch den Aufstieg der Massenproduktion ihre Macht genommen wurde; und in ähnlicher Weise wurde am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts erneut ihr Tod verkündet.

Wenn wir uns genauer damit beschäftigen, wie sich Arbeiterklassen herausbilden, zersetzen und wieder umbilden, sind wir in der Lage, das Auftauchen von neuartigen Kämpfen wahrzunehmen – sowohl von sich neu herausbildenden Arbeiterklassen, als auch von Klassen, die zersetzt werden; also derjenigen, die entweder die kreativen oder die destruktiven Aspekte der Kapitalakkumulation erleben. Ich habe diese zwei Formen der Kämpfe als Arbeiterunruhe des marxischen und des polanyischen Typs bezeichnet. Arbeiterunruhe des marxischen Typs bestehen aus Kämpfen neu entstehender Arbeiterklassen, die ihren Status als billige und gefügte Arbeitskräfte in Frage stellen. Zu Arbeiterunruhe des polanyischen Typs kommt es, wenn etablierte Arbeiterklassen ihre bisherige Lebensweise und Existenzsicherung verteidigen, die sie in früheren Kämpfen dem Kapital und ihren Staaten abgerungen hatten.

Im gegenwärtigen Aufschwung begegnen wir beiden Typen der Arbeiterunruhe: Während die Streikwelle der neuen migrantischen Arbeiterklasse in China weitestgehend dem Typus einer sich neu herausbildenden Arbeiterklasse entspricht, verkörpern die Proteste gegen die Austeritätspolitik in Europa im Wesentlichen den Typus einer etablierten Arbeiterklasse, die zersetzt wird.

Kämpfe im Produktionsbereich

Die anhaltende Streikwelle in China ist der jüngste Ausdruck einer Dynamik, die sich auf die kurze Formel bringen lässt: Wohin das Kapital geht, dorthin folgt auch bald der Konflikt zwischen Arbeit und Kapital. Anders gesagt: Die seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in aufeinander folgenden Schüben vollzogene geografische Verbreitung der Massenproduktion über die ganze Welt hat zu jeweils neuen Entstehungsprozessen von Arbeiterklassen und von Arbeiterunruhe des marxischen Typs geführt. Wir können darin ein wiederkehrendes Muster erkennen: Auf der Suche nach billigeren und gefügigeren Arbeitskräften wird industrielles Kapital an neue Standorte verlagert. Aber auch wenn dadurch die Arbeiterklassen in den Regionen, aus denen sich das Kapital zurückzieht, geschwächt werden, kommt es nicht zu einem unaufhaltsamen Wettlauf nach unten; an den jeweils neuen, bevorzugten Produktionsstandorten bilden sich jedes Mal neue Arbeiterklassen und starke Arbeiterbewegungen heraus.

Diese Dynamik konnten wir bei den industriellen „Wirtschaftswundern“ in Brasilien und Südafrika in den 1960er-Jahren und in Südkorea in den 1970er-Jahren erleben, auf die jedes Mal, im Zeitraum von nur einer Generation, ein „Wunder“ neu erstarkender Arbeiterbewegungen folgte, die eben jene repressiven Diktaturen beseitigten, die das Angebot an billiger und gefügiger Arbeitskraft garantiert hatten. Und heute können wir dieselbe Dynamik in China erkennen.

Eine Antwort der Kapitalist_innen auf die Welle der Arbeiterunruhe in China besteht darin, die Produktion an Orten mit noch günstigeren Arbeitskräften anzusiedeln. Fabriken werden von den Küstenregionen in das provinzielle Binnenland Chinas sowie in ärmere Länder Asiens wie Vietnam, Kambodscha und Bangladesch verlagert. Aber die Berichte über Streiks an diesen neuen bevorzugten Produktionsstandorten bestätigen wiederum die These, dass wohin das Kapital auch geht, die Konflikte nachfolgen. Mehr und mehr sieht es so aus, als ständen dem Kapital keine Orte mehr zur Verfügung, an die es fliehen kann.

Eine andere Antwort der Kapitalist_innen auf die Arbeiterunruhen bestand darin, den langfristigen Trend zur Automatisierung zu beschleunigen, also das Problem der Arbeiterkontrolle durch die Eliminierung der Arbeiter_innen aus den Produktionsprozessen zu lösen. Aber die Arbeiterunruhe in der Produktion bleiben weiterhin eine wichtige Komponente der Arbeiterunruhe im Allgemeinen. Die vollständige Entfernung der menschlichen Arbeit aus dem Produktionsprozess bleibt eine Illusion. Außerdem hat die postfordistische Reorganisation der Produktion das

Störpotenzial der Arbeiter_innen in einigen Sektoren sogar verstärkt – auch wenn in der Literatur meistens ausschließlich die Frage behandelt wird, wie die Arbeitermacht durch diese Veränderungen geschwächt wurde.

Ein Beispiel: In der Automobilindustrie werden die Bauteile „just-in-time“, also genau rechtzeitig, vom Zulieferer an das Montagewerk geliefert. Durch die Beseitigung von Puffern in der Teileanlieferung kann schon ein Streik bei einem wichtigen Zulieferbetrieb die Produktion im ganzen Unternehmen innerhalb weniger Tage oder noch schneller vollständig zum Erliegen bringen. Genau das passierte 2010, als der Streik in einer Fabrik für Bauteile in kurzer Zeit die gesamte Produktion von Honda in China lahmlegte.

Ebenso hat die Globalisierung von Handel und Produktion die Verhandlungsmacht der Arbeiter_innen im Transport- und Kommunikationssektor erhöht, da Streiks in diesen Sektoren das Gespenst einer Störung ganzer regionaler und nationaler Ökonomien oder der globalen Lieferketten heraufbeschwören. So bezieht sich zwar die übliche Erzählung vom ägyptischen Aufstand im Februar 2011 vor allem auf die Proteste auf der Straße und die Besetzung des Tahrir Platzes, aber Mubarak trat erst von seinem Amt zurück, als die Suezkanal-Arbeiter_innen in Streik traten, was weitreichende Folgen für den nationalen und internationalen Handel hatte.

Kämpfe auf der Straße

Auch wenn es also ein Fehler wäre, die gegenwärtige und zukünftige Rolle der Arbeiterkämpfe in der Produktion zu unterschätzen, dürfen wir die Bedeutung der Kämpfe auf der Straße keineswegs ignorieren. Die Verflechtung dieser beiden Seiten des Kampfes lässt sich sogar aus dem ersten Band des „Kapital“ ableiten.

Einerseits konzentriert sich Marx im dritten und vierten Abschnitt des ersten Bandes auf die „verborgene Stätte der Produktion“ in der Fabrik, an der er einen endemischen Konflikt zwischen Arbeit und Kapital um die Dauer, die Intensität und das Tempo der Arbeit ausmacht und darstellt. Diese endemische Natur des Konflikts zwischen Arbeit und Kapital in der Produktion ist auch heute noch relevant. Auf der anderen Seite macht Marx im 23. Kapitel deutlich, dass die Logik der kapitalistischen Entwicklung nicht nur zu andauernden Kämpfen am Arbeitsplatz, sondern auch zu einem breiteren Konflikt auf der gesellschaftlichen Ebene führt, da die Akkumulation von Kapital mit einer „Akkumulation von Elend“ einhergeht, vor allem in Form einer expandierenden Reservearmee von Arbeitslosen, Unterbeschäftigten und prekär Beschäftigten.

So betrachtet, ist der historische Kapitalismus nicht nur durch einen zyklischen Prozess kreativer Zerstörung gekennzeichnet, sondern auch durch die langfristige Tendenz, bestehende Lebensgrundlagen schneller zu zerstören, als neue zu schaffen. Das verweist auf die Notwendigkeit, neben dem Protest von Arbeiterklassen, die herausgebildet (marxscher Typ) oder zersetzt (polanyischer Typ) werden, eine dritte Art von Arbeiterunruhe zu konzipieren. Diese dritte Art (für die ich keinen Namen habe) ist der Protest derjenigen Arbeiter_innen, die vom Kapital im Wesentlichen links liegen gelassen oder ausgeschlossen werden: jene Mitglieder der Arbeiterklasse, die über nichts als ihre Arbeitskraft verfügen, aber kaum die Chance haben, sie jemals in ihrem Leben verkaufen zu können.

Alle drei Arten der Arbeiterunruhe ergeben sich aus unterschiedlichen Ausdrucksformen der gleichen Prozesse kapitalistischer Entwicklung. Alle drei sind im gegenwärtigen weltweiten Aufschwung von Unruhen der Arbeiterklassen erkennbar – die Proteste einer großen Zahl arbeitsloser Jugendlicher auf der ganzen Welt sind ein Paradebeispiel für unseren dritten Typ. Und das Schicksal aller drei Arten von Kämpfen ist eng miteinander verwoben.

Die Arbeiterklasse vereinen

Marx' Optimismus in Bezug auf den Internationalismus der Arbeiterklasse und die transformative Macht proletarischer Kämpfe beruhte zum Teil auf seiner Annahme, dass alle drei Typen von Arbeiter_innen in denselben Haushalten und Nachbarschaften zu finden waren – diejenigen, die als Lohnarbeitende in die neueste Phase materieller Expansion eingegliedert werden, jene, die durch die letzte Umstrukturierung auf die Straße gesetzt wurden, und jene, die für das Kapital überflüssig sind. Sie alle lebten zusammen und kämpften zusammen.

Anders gesagt, Marx hielt daran fest, dass die Unterschiede innerhalb der Arbeiterklasse – zwischen Beschäftigten und Unbeschäftigten, zwischen Aktiven und der Reservearmee, zwischen denjenigen, die in der Produktion kostspielige Störungen für das Kapital verursachen können, und jenen, die nur über die Macht verfügen, den Frieden auf der Straße zu gefährden – nicht deckungsgleich sind mit Differenzen von Staatsangehörigkeit, Hautfarbe, Ethnie oder Geschlecht. Die Arbeiter_innen, welche die drei verschiedenen Arten von Arbeiterunruhe verkörperten, bildeten für ihn eine Arbeiterklasse, die über eine gemeinsame Macht und gemeinsame Anliegen verfügte und die in der Lage war, eine postkapitalistische Zukunft ins Auge zu fassen, die der gesamten Arbeiterklasse der Welt ihre Emanzipation versprach.

Historisch betrachtet entwickelte sich der Kapitalismus jedoch Hand in Hand mit Kolonialismus, Rassismus und Patriarchat. Er spaltete die Arbeiterklasse entlang von Statuslinien (wie Staatsbürgerschaft, Ethnizität und Geschlecht) und blockierte damit ihre Fähigkeit, eine emanzipatorische Perspektive für die Klasse als Ganze zu entwerfen. Heute deutet einiges darauf hin, dass sich diese Spaltungen verfestigen – zunehmende Ressentiments gegen Fremde und Einwander_innen und Bemühungen, Migration einzuschränken und die mit der Staatsbürgerschaft verbundenen Privilegien zu stärken. Aber es gibt auch Anzeichen dafür, dass diese Spaltungen in mancher Hinsicht nicht mehr funktionieren oder sogar überwunden werden könnten. Das würde Mobilisierungen auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene möglich machen, in denen die Akteur_innen aller drei Arten von Arbeiterunruhe auf solidarische Weise zusammenkommen und Projekte einer transformativen Emanzipation für das 21. Jahrhundert entwickeln könnten.

*

*Beverly J. Silver ist Professorin für Soziologie an der Johns Hopkins University und Direktorin des Arrighi Center for Global Studies. Sie koordiniert dort die Forschungsgruppe „Global Social Protest“. Ihr Buch *Forces of Labor: Workers' Movements and Globalization since 1870* (Cambridge University Press, 2003), wurde in über ein Dutzend Sprachen übersetzt. Deutsch: *Forces of Labor. Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870* (Assoziation A, 2005).*

Der Artikel erschien zuerst in englischer Sprache im [ROAR Magazine](#). Übersetzung: Christian Frings.

Zitathinweis: Beverly Silver: Die Erneuerung der globalen Arbeiterklasse. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1509>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

"In China findet ein Klassenkampf statt, im gesamten Land und in der Partei"



Interview mit Hannes A. Fellner

Über ambitionierte Langzeitstrategien und wachsenden Arbeiter_innenwiderstand in China - und was es aus den Lehren Maos auch für heutige Kämpfe zu lernen gibt.

kritisch-lesen.de: Explosives Wirtschaftswachstum auf der einen, knallharte Ausbeutung auf der anderen Seite: Es wird derzeit viel über China gesprochen. Was sind für dich dabei wichtige Punkte, die es zu diskutieren gibt?

Hannes A. Fellner: Vor einigen Monaten gab es in Wien eine Tagung, in der es um die „Neue Seidenstraße“ gehen sollte. Hauptsächlich ging es allerdings darum, welche politischen Strömungen es im Moment in China gibt, wie sich diese auf die Ökonomie auswirken, und welche Perspektiven es für China gibt. In Bezug auf China behauptete ja niemand, dass es ein sozialistisches Land ist, daher ist die Frage danach schon obsolet und müßig. Es ist ein Land, was von einer Partei regiert wird: Diese heißt kommunistische Partei und ist traditionell auch eine kommunistische Partei gewesen. Aber es ist so, dass diese Partei so gespalten ist wie generell das Land auch. Das ganze Land ist sehr widersprüchlich. An der Tagung haben wir mit Professor_innen für Marxismus aus China gesprochen; ich würde sie als wirkliche Marxist_innen einordnen, und die haben die Situation dort ganz offen mit uns diskutiert. Ihre Aussage war: In China findet ein Klassenkampf statt, im gesamten Land und in der Partei. Sie sagten weiter, dass sie nicht wüssten, wie dieser ausgehen wird. Ihre Vorstellung war aber recht eindeutig: Die jetzigen Zugeständnisse seitens der KPCh im Sinne einer Neuen Ökonomischen Politik gegenüber der autochthonen (in China ansässigen, Anm. Red.) Bourgeoisie seien vorübergehend und man werde sie Schritt für Schritt zurücknehmen müssen. China ist damit allerdings nicht mit einem neuen Problem konfrontiert. Es ist vielmehr das eingetreten, was man erwartet: die materielle kapitalistische Basis wirkt sich auf Teile der kommunistischen Partei aus, und man muss zurückrudern. Und in welcher Form man zurückrudern wird, das ist in China noch nicht klar.

Der Westen macht es sich aber auch gerade leicht. Die Entwicklung von China in den letzten 20 Jahren hat natürlich kapitalistische Formen, die zu kritisieren sind; das ist klar. Aber der Grund, dass eine umfassende Entwicklung der Produktivkräfte und unheimliche Steigerung des Lebensniveaus für Abermillionen überhaupt möglich war, ist, weil die entscheidenden Schlüsselindustrien zentral geplante Strategien verfolgen und es eine staatliche Lenkung gibt – bis heute. Der Westen kann mit dem nicht ganz umgehen, also fokussiert man sich jetzt darauf, China als kapitalistischen Konkurrenten, der alles viel schlimmer macht als man selbst, zu sehen. Man sieht also die Splitter im Auge des anderen, aber nicht den Balken im eigenen. Es ist lächerlich, wenn westliche Medien den Kapitalismus in China kritisieren.

KL: Medial kreist derzeit alles um den sogenannten „Handelskrieg“ Chinas mit den USA. Worum geht es dabei und wie lässt sich das aus linker Perspektive bewerten?

HAE: Das erwähnte Neue Seidenstraßen-Projekt ist dabei ein zentraler Punkt. Das ist die historisch größte Entwicklungsstrategie, die es je von einem Land gegeben hat. Es dient unterschiedlichen Zielen: Natürlich will China eine ökonomische und eine gewisse kulturelle Einflussphäre schaffen. Aber was es vor allem will, ist eine sichere Landbrücke in Eurasien zu schaffen, falls sich die Dinge vor allem im südchinesischen Meer und mit der USA schlechter entwickeln, als es im Moment der

Fall ist. Die Drohungen der USA gibt es und China nimmt sie ernst. Die „Pivot to Asia“-Strategie, die 2011 von Clinton verkündet wurde, und die auch Obama übernommen hat, die gibt es immer noch. Kurz gesagt, stellt sie eine strategische Neuausrichtung der US-Interessen in Eurasien von Europa und dem Mittleren Osten nach Ostasien dar, wo man China als einzig wirklichen geopolitischen Konkurrenten sieht. Der Plan, in Eurasien inklusive Europa und dem Mittleren Osten Unruhe zu stiften – die Region, wenn sie nicht zu kontrollieren ist, wenigstens zu destabilisieren –, ist nach wie vor ein zentraler Punkt der US-Strategie. Es wird die Eindämmung Chinas angestrebt: militärisch, ökonomisch und politisch. Insofern sehe ich die neue Seidenstraße, neben den innerchinesischen Gründen, als einen geostrategischen Plan, um Amerika und seinen Ambitionen in Eurasien entgegenzuwirken.

KL: Der Blick in die Geschichte scheint für ein besseres Verständnis dessen sinnvoll: Was sind denn Meilensteine, die in der Zeit Maos anberaumt wurden – und noch immer andauern?

HAF: Was man auf einer kulturellen Ebene verstehen muss, sind Langzeitstrategien – die *móuliè* –, die zur chinesischen Tradition dazugehören: Dinge werden über ganz große historische Abschnitte gedacht. Man findet detaillierte Darstellungen dazu selten, zumindest nicht in der englisch- oder deutschsprachigen Literatur über China. Drei, jeweils mit 100 Jahren veranschlagte Schritte sind für die Frage der zukünftigen Entwicklung Chinas zentral. Der erste Schritt, der im Jahr 2050 abschließt, ist, die Produktivkräfte so weit zu entwickeln, dass eine Gesellschaft mit moderatem Reichtum und Fortschritt für alle entsteht. Ein Teil dieser Strategie ist schon aufgegangen, weil man in den letzten zwei Jahrzehnten 600 Millionen Leute aus der Armut herausgeholt hat.

KL: Was will man bis 2050 konkret erreichen - und wie geht es danach weiter?

HAF: Bis 2050 will man eigentlich eine Grundlage geschaffen haben, um dann in einen sozialistischen Aufbau überzugehen. Das ist der Plan. Und dann veranschlagen sie weitere 100 Jahre für eine erste Phase des Sozialismus. Das gesamte Konzept ist mit Eigentumsformen verknüpft. Jetzt lässt man eben noch Privateigentum zu, und nach 2050 versucht man, das Privateigentum Schritt für Schritt zurückzudrängen und in staatliches zu verwandeln – aber mit der Perspektive, staatliches Eigentum in Gemeineigentum zu überführen. Und für die darauffolgenden 100 Jahre will man dann das staatliche Eigentum komplett rückbauen und zu neuen Formen des gemeinschaftlich verwalteten Eigentums übergehen. Diese neuen Formen hat Marx nicht gekannt, hat Lenin nicht gekannt und wir wissen heute auch nicht, wie das konkret ausschauen kann. Es geht auch um eine neue Staatlichkeit, die nicht der klassischen Staatlichkeit entspricht. Wir werden das alles nicht erleben, aber das sind die großen abstrakten Strategien. Für mich ist aber zunächst eine andere Frage interessant: Wird China aufhören, nach 2050 ein Entwicklungsland zu sein? Es ist ja in aller Munde, dass China schon bald die wirtschaftlich mächtigste Nation sein wird, es gibt ja dort auch inzwischen die meisten Milliardäre und so weiter. Aber wenn man sich die demographischen Indizes anschaut, ist China immer noch ein Entwicklungsland. Dies wird in der westlichen Linken auch leider kaum reflektiert.

KL: Mit dem Vorantreiben der kapitalistischen Produktionsweise geht die Verschlechterung der Lage der Arbeitenden einher: Ausbeutung, Arbeitsrechtsverletzungen, Festnahmen und Entlassungen. Welche Bewegungen und Kämpfe gegen diese Entwicklungen lassen sich in China derzeit beobachten? Wo finden diese Kämpfe statt?

HAF: Die Widerstände und Arbeitskämpfe nehmen rasant zu – nicht zuletzt wegen der Größe des Landes. Die Situation der Arbeitenden in China braucht man sich als fortschrittlicher Mensch in Europa auch nicht schönreden. Das wäre schlicht fatal und hilft der Bevölkerung in China nicht. Allerdings: Als Marxist_innen glauben wir ja – zu Recht – dass die Arbeiterklasse die Geschichte vorantreibt. Und das passiert auch in China. Teilweise in, teilweise außerhalb der Partei werden Klassenkämpfe ausgefochten, die von Arbeitenden in den Produktionsbetrieben ausgehen. Es ist eine entscheidende Zukunftsfrage, wie die Kommunistische Partei damit umgehen wird. Wenn etwa die Gewerkschaft einfach weiterhin nur der ganz loyale Exekutor der Vorgaben der Partei in

Wirtschaftsfragen ist, ohne Rücksicht auf die Arbeiter_innenklasse zu nehmen, dann wird das über kurz oder lang die Partei destabilisieren. Das sieht man in einzelnen Regionen und Betrieben auch. Zu den zentralen Fragen, die man im Sinne der Arbeiterklasse erörtern muss, gehört daher: Gibt es eine Möglichkeit, dass die Gewerkschaften echt unabhängig werden von den ökonomischen Vorgaben? Das hängt auch davon ab, wie sehr die Staatsunternehmen Einfluss ausüben und welchen Einfluss der Staat in Unternehmen hat, in denen es Joint-Ventures gibt. Das alles ist widersprüchlicher als es von außerhalb wahrgenommen wird. Der Kassenkampf findet überall statt – in Partei, Gewerkschaften, Betriebsräten. Und er wird sich verschärfen.

Interessant ist auch, dass es in Teilen der Gesellschaft eine gewisse maoistische Nostalgie gibt. Es ist eine Gegenbewegung gegenüber den Werten, die mit der kapitalistischen Ökonomie kommen, etwa, dass alles unter einer Verwertungslogik gesehen wird. In China ist das zum Beispiel im Bildungssystem sehr schlimm. Leider haben weite Teile des chinesischen Bildungssystems diese standardisierten Tests übernommen, wie sie in den USA gang und gäbe sind. Sie gingen mit der Kapitalisierung des Bildungs- und Erziehungssektors einher. Es sind private Firmen, die diese Tests anbieten und die untereinander konkurrieren. Es gibt viele weitere gesellschaftliche Veränderungen, die mit der kapitalistischen Ökonomie kommen, und gegen die der Widerstand stärker wird. Natürlich von den Alten, die noch die Zeit der "eisernen Reisschüssel", also einer mehr oder weniger guten sozialistischen Komplettversorgung kannten, die unter Deng Xiaoping abgeschafft wurde. Aber vermehrt auch bei den Jungen. Man ist nostalgisch gegenüber einer Zeit, wo Dinge weniger hierarchisch waren, weniger auf Verwertungslogik ausgelegt waren. Das ist eine interessante Entwicklung.

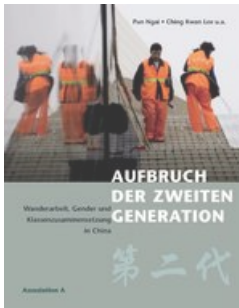
KL: Was lässt sich aus heutiger Sicht aus Maos Überlegungen für die Linke und ihre gegenwärtigen Probleme lernen?

HAF: Mao ist - in Teilen - deswegen ein wichtiger Theoretiker, weil er erkannt hat, dass nationale Bedingungen bei den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen eine wichtige Rolle spielen und auch im ideologischen Bereich sehr lange fortwirken können. Ich würde beim Lehren ziehen aber auch über Mao hinaus denken: Im Vergleich zur westlichen dialektischen Herangehensweise gibt es in der chinesischen Dialektik nicht die endzeitliche Komponente, dass man einen Endpunkt annimmt, an dem alles gut ist und alle Widersprüche versöhnt sind. Das ist der chinesischen dialektischen Tradition fremd – und auch etwas, woraus wir im Westen etwas lernen könnten. Unsere Auffassungen von Sozialismus und Kommunismus sind immer zu christlich-jüdisch geprägt gewesen: Indem Personen messianisch verehrt wurden oder geglaubt wurde, dass irgendwann ein Punkt erreicht sei, wo sich Gesellschaft und Ökonomie nicht mehr in widersprüchlichen Verhältnissen entwickeln. Das halte ich für fundamental falsch. Es geht darum, ob man Widersprüche in der Realität oder im Denken aushält, verarbeiten kann und produktiv macht oder man immer bemüht ist, sie wegzudenken, wegzureden und wegzukriegen. Ich glaube, man muss sie aushalten. Die chinesische Dialektik-Tradition ist so alt wie die westlich-philosophische Tradition, aber es kommt nicht zur Versöhnung: Alles entwickelt sich in Widersprüchen. Und auch eine andere, nicht kapitalistische Gesellschaft wird sich in Widersprüchen entwickeln.

Hannes A. Fellner ist Sprachwissenschaftler an der Uni Wien, Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Dialektische Philosophie und Fellow des Instituts für China- und Südostasienforschung.

Zitathinweis: kritisch-lesen.de Redaktion: "In China findet ein Klassenkampf statt, im gesamten Land und in der Partei". Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1508>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Klassenformierungen am Betonmischer



Pun Ngai / Ching Kwan Lee / u.a.

Aufbruch der zweiten Generation

Wanderarbeit, Gender und Klassenzusammensetzung in China

Von der totgeglaubten Arbeiter_innenklasse bis zu kollektiven Streiks wie am Fließband: Chinas Wanderarbeiter_innen schaffen sich ihre Klasse neu.

Rezensiert von [Johanna Bröse](#)

„Anfang Frühjahr 2016 raste ein weißer Jinbei-Lieferwagen auf einer Autobahn der Provinz Hebei in Richtung Beijing. Der Wagen war vollbeladen mit großen und kleinen Taschen. Dajun und seine Dorfgenosser saßen auf dem Gepäck herum und redeten wild durcheinander – über das Leben und die Arbeit, die sie in Beijing erwarteten. Dajun war noch keine 18 Jahre alt.“ (S. 24)

Der Aufstieg Chinas seit Ende der 1970er Jahre zu einer führenden Weltmacht kommt nicht von ungefähr: Zentraler Motor dieser Entwicklung ist die chinesische Arbeiter_innenklasse mit mittlerweile circa 280 Millionen Wanderarbeiter_innen. Menschen bewegten sich vom Land in die Städte, verrichteten die monotonen, zermürbenden Niedriglohnarbeiten und verhalfen damit dem Land zu seinem Ruf als „Werkbank der Welt“.

Doch die Verhältnisse, geprägt von Ausbeutung und Elend, stoßen auf Widerstand: sowohl bei der „alten“ Arbeiter_innenklasse – *gongren* – vor allem aber bei den Wanderarbeiter_innen, *nongmingong* (Bauernarbeiter). Seit den 1980er Jahren kommt es immer wieder zu Arbeitsniederlegungen und Demonstrationen. Die Arbeiter-Unruhen im Frühjahr 2010 – besonders der Streik im Honda-Getriebewerk im südchinesischen Foshan – treten allerdings eine besonders heftige Streik-Welle los. Die daran anschließenden Arbeitskonflikte von Textilarbeiterinnen, Bauarbeiter_innen, Dienstleister_innen und Fließbandbeschäftigten in den riesigen Weltmarktfabriken im ganzen Land, werden als Symptom für ein zunehmendes Klassenbewusstsein bewertet. Insbesondere die zweite Generation der Wanderarbeiter_innen ist hier federführend: Sie ist jung, viele von ihnen weiblich, und entschlossen, sich gegen schlechte Bezahlung, Lohnbetrug, desolate Arbeitsbedingungen und fehlende soziale Sicherheiten zur Wehr zu setzen. Sie sind zentraler Bestandteil der Kämpfe, welche die Soziologinnen Beverly Silver und Zhang Lu dazu veranlassen, in China das „Epizentrum zentraler Arbeiterunruhen“ (Silver & Zhang 2010, S. 609) der kommenden Jahre zu prognostizieren.

Alltag der *nongmingong*

Die anhaltenden Streikwellen sind Anlass eines Sammelbands, welcher wenige Monate später in den Regalen gutsortierter Buchläden eintrifft. Das Kollektiv „FreundInnen von *gongchao*“ (Chinesisch für Streik, Streikbewegung, Arbeiter_innenmobilisierung) steht hinter dem Projekt „Aufbruch der zweiten Generation“. Es ist nicht der erste Band, den das Kollektiv herausbringt: Zwei Jahre zuvor fokussierte der Vorgänger *dagonmei* (arbeitende Schwester) bereits die Kämpfe von chinesischen Arbeiterinnen. Die FreundInnen von *gongchao* erforschen und dokumentieren seit vielen Jahren soziale Kämpfe in China mit dem spezifischen Blick auf Migration, Gender und Klassenauseinandersetzungen. Der rezensierte Band steht in dieser Tradition. Er gibt im ersten Teil Einblick in die strukturellen Bedingungen und sozialen Kämpfe unterschiedlicher

Arbeiter_innensubjekte: von BauarbeiterInnen über Arbeiter_innen in Autozulieferbetrieben, Elektroarbeiter_innen, Lastenträger_innen bis hin zu Sexarbeiterinnen und Hausangestellten. In gesamten Band dominiert die Sicht von Sozialwissenschaftler_innen, die aus ihren meist ethnographischen Forschungen berichten. Eigene Beiträge von Aktivist_innen tauchen nicht auf. Die kritischen Schilderungen der Wissenschaftler_innen lassen aber viel Platz für die Stimmen der Arbeitenden selbst. Sie berichten von den Erfahrungen kollektiver Gegenwehr und von vielfältigen individuellen Formen des Widerstands.

Aber es geht auch um die Erfahrungen von Trostlosigkeit, welche die Arbeiter_innen als kollektives Schicksal begreifen. Deutlich wird dies etwa bei dem Beitrag zu den Bauarbeiter_innen: Sie „vergeuden ihre Jugend“ auf „öden Baustellen“ fern der „Wärme spendenden Familie“ und ernten dabei „nur Enttäuschung und Kummer“ (S. 21). Der Auszug aus einem sehr populären Wanderarbeitergedicht fragt: „Wohin führt unser Weg?“, nur um im selben Moment darauf zu antworten: „Der Betonmischer zermischt meine Jugend, der Bagger vergräbt meine Träume, die Walze zermalmt meine Hoffnungen, und auch das Schweißgerät kann diese Wunden nicht verschließen“ (S. 20). Hier bleibt die Erzählung stehen, der portraitierte Bauarbeiter wird um den Großteil seines Lohns geprellt. Er entwickelt „Hass“ (S. 33), welcher von Pun Ngai und Lu Huilin als „Keim des Klassenbewusstseins“ und „Ausdruck geistigen Widerstands“ (S. 34) herausgearbeitet wird.

„Es geht um unsere Würde!“

Die Umgestaltung vom maoistischen Sozialismus zum „Sozialismus chinesischer Prägung“ erfasste alle Bereiche des Lebens. Das spezifische Arbeitsethos der alten Arbeiter_innenklasse brach nach und nach in sich zusammen, die Sicherheiten der „eisernen Reisschüssel“ (Grundversorgung, etwa die Unkündbarkeit des Arbeitsplatzes) schwanden: „In den ländlichen Regionen verwandelte die ‚Befreiung‘ der Arbeitskraft die armen Bauern und Bäuerinnen, die im Maoismus den Status der revolutionärsten Klasse hatten, plötzlich in ‚überschüssige Arbeitskräfte‘“ (S. 105). Die Geschichte Chinas seit Beginn der Reformpolitik unter Deng Xiaoping ab Ende der 1970er Jahre wird im zweiten Teil des Bandes thematisiert. In jener Zeit verschwand der Begriff Arbeiter_innenklasse aus den Dekreten der kommunistischen Partei.

„Wenn es Maos revolutionäre Ideen waren, die den ‚Klassenkampf‘ und damit die ‚Klasse‘ in China erzeugten, so waren es Dengs Reformen, die den Tod der Klasse ankündigten, indem sie den Diskurs über ‚Modernität‘ mit einem Versprechen ersetzten: ‚Einige werden zuerst reich‘ – nämlich die Schicht, die in der Lage war, die soziale Leiter hinaufzusteigen.“ (S. 264)

Schichten ersetzen Klassen, Klassenkämpfe gab es nicht mehr, stattdessen wurde – unter Zuhilfenahme der staatlichen Gewerkschaft und Führung der Partei – die „harmonische Gesellschaft“ (S. 267) aufgebaut. Die Nachfahren jener Arbeiter_innen, deren Klassenzugehörigkeit mehr und mehr zersetzt wurde, sind nun allerdings diejenigen, die am offensivsten aufbegehren, die sich auch über individuelle Interessen hinaus im Sinne einer neuen Klassenformation in den sozialen Kämpfen einsetzen. Klassenkonflikte, das machen insbesondere die Untersuchungen der Wissenschaftler_innen im ersten Teil des Bandes sowie Teile des zweiten deutlich, sind mit konkreten Bedingungen im Arbeits- und Produktionsprozess verbunden.

Hier ist der Text des Herausgeber_innenkollektivs hervorzuheben, welche es schaffen, den Bogen von der Streikwelle im Frühjahr 2010 über dessen Entstehungsbedingungen hin zu weiteren Perspektiven sozialer Kämpfe und linker Organisation zu spannen. Sie dokumentieren unterschiedliche Streiks und Demonstrationen und die (Wieder)Aneignung alter Parolen durch die Streikenden: „Macht liegt in Einigkeit und Hoffnung liegt im Widerstand“ (S. 233). Dass die Genoss_innen selbst nicht immer einer Meinung sind, was die Einordnung von politischen Strategien und weiterführende, klassentheoretisch fundierte Perspektiven anbelangt, macht den Band sehr authentisch.

Das Buch beeindruckt, da es vertiefende Einblicke in die Alltagserfahrungen und die Subjektivierungsprozesse chinesischer Arbeiter_innen bereithält. Sie verbindet eine – auch geschlechtsspezifische – Erfahrung erniedrigender Arbeitsbedingungen, umfassender Kontrolle am Arbeitsplatz, Willkürhandlungen der Vorgesetzten und staatliche Repression. Gleichzeitig teilt die „neue Generation“ ein Selbstbewusstsein, welches sich in dem Anspruch ausdrückt, urban leben zu können, am produzierten Reichtum teilzuhaben, Geschlechterverhältnisse anders zu leben. Für diese Verbesserungen ihrer Lebensumstände sind die jungen *nongmingong* zu offensiveren und kollektiven Widerstandsformen bereit – nicht ohne Widersprüche: Neben den „klassischen“ Formen der Spaltung von Arbeiter_innen (nach Herkunft, Geschlecht, Ausbildungsgrad usw.) stellen auch die neoliberal dominierten Diskurse von Eigenverantwortlichkeit und Freiheit einen Hemmschuh in der Herausbildung einer breiteren Arbeiter_innenbewegung dar. Der Beitrag über die *bangbang*, Lastenträger_innen, zeigt dies deutlich. Über diese direkten Bezugnahmen hinaus ermöglichen es die Autor_innen zudem, die chinesischen Kämpfe mit internationalen Diskussionen über Klassenzusammensetzungen und Formierungsprozesse zu verknüpfen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Silver, Beverly; Zhang, Lu (2010): China als neuer Mittelpunkt der globalen Arbeiterunruhe. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, #40: 4, S. 605-618.

Pun Ngai / Ching Kwan Lee / u.a. 2010:

Aufbruch der zweiten Generation. Wanderarbeit, Gender und Klassenzusammensetzung in China. Assoziation A, Berlin/Hamburg.

ISBN: 9783935936934.

294 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Johanna Bröse: Klassenformierungen am Betonmischer. Erschienen in: China. 49/2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1510>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Geoökonomischer Machtpoker



Uwe Hoering

Der Lange Marsch 2.0

Chinas Neue Seidenstraßen als Entwicklungsmodell

Bieten die Wirtschaftskorridore entlang der alten Seidenstraßen Alternativen zu herkömmlichen Handelsbeziehungen oder will China bloß seine Vormachtstellung in der Welt ausbauen?



Rezensiert von [Alice Grünfelder](#)

„Über Jahrhunderte wurde der Geist der Seidenstraße – Frieden und Zusammenarbeit [...], gegenseitiges Lernen und gemeinsames Gewinnen – von Generation zu Generation weitergereicht und damit der Fortschritt der menschlichen Zivilisation gefördert.“ (S. 150) An dieses Narrativ knüpfe die chinesische Regierung an, beschwöre mit ihrer Belt-and-Road-Initiative (BRI) – dem Ausbau eines weltweiten Handelsnetzes – das romantische Bild des Seidenstraßen-Merkantilismus, verneble jedoch die Asymmetrie der wirtschaftlichen Macht Chinas seinen Nachbar_innen gegenüber. Diese Thesen stellt der Publizist Uwe Hoering voran und analysiert die ökonomischen Hintergründe dieses gigantischen Masterplans, in den mehr als zwei Drittel der Weltbevölkerung involviert ist.

Vor zwanzig Jahren lancierte die chinesische Regierung die Go-West-Politik: Die autonome Region Xinjiang sollte durch Verkehrsverbindungen und Verlagerung von Industrien „entwickelt“ werden, damit sich der Unterschied zwischen den chinesischen Küstenprovinzen und dem Hinterland verringere. Langfristig wurden damit neue Absatzmärkte hinter den Landesgrenzen erschlossen. Urumqi – die Hauptstadt Xinjiangs – wurde zum wichtigsten Wirtschaftszentrum Zentralasiens und zugleich Ausgangspunkt des pakistanischen Wirtschaftskorridors. Dies lockte vermehrt Han-Chinesen in die Region und marginalisierte die muslimische Bevölkerung Xinjiangs. 2009 kam es zu einer der blutigsten Demonstrationen in der neueren Geschichte Chinas, was jüngst im massiven Ausbau des Sicherheitsapparats gipfelte. Dennoch verspricht sich Xi Jinping, Staatspräsident der Volksrepublik China, von der BRI Erfolge im Kampf gegen die drei Übel Separatismus, Terrorismus und religiöser Fanatismus.

Gestern Xinjiang, morgen Zentralasien, übermorgen Europa

Das größte und teuerste Projekt innerhalb der Belt-and-Road-Initiative ist die Verbindung von Xinjiang zum Hafen Gwadar an der pakistanischen Küste. Gwadar soll zum Tiefsee- und Yachthafen ausgebaut werden; Hotels, Nachtclubs, Golfplätze, Wellness- und Wassersporteinrichtungen sind geplant. Doch auch hier gab es Protest: Da die Fischer vertrieben und chinesische statt einheimische Arbeiter_innen beschäftigt wurden, landete im Oktober 2017 eine Granate in der Baracke mit chinesischen Arbeiter_innen.

Anhand dieser Beispiele zeigt sich die grundlegende Struktur der neuen Seidenstraßen, die sich wie Speichen eines Rades über Pakistan zum Persischen Golf ziehen, über Myanmar und Bangladesch zum Indischen Ozean, über Laos und Thailand nach Südostasien, über die Mongolei nach Sibirien, von der Ostküste Afrikas ins Binnenland.

Diese Wirtschaftskorridore erleichtern den Zugang zu Rohstoffen. Kasachstan ist beispielsweise

nicht nur wegen der zentralen Lage für den Schienenverkehr interessant, sondern besitzt große Erdölfelder und Erdgas. Die ökologische Dimension der BRI kommt bei der chinesischen Bevölkerung gut an, denn durch den Bau von Kohlekraftwerken in Kasachstan und der Mongolei wird die Luftverschmutzung quasi exportiert – der Strom fließt trotzdem, weil die Länder damit ihre Schulden begleichen.

Neben den transkontinentalen Verbindungen baut China auch die maritimen Seidenstraßen aus. Der Tiefseehafen Hambantota im Süden Sri Lankas liegt an einer strategisch wichtigen Stelle zwischen dem Chinesischen Meer und Ostafrika. 2011 wurde der Hafen fertig gestellt, doch Sri Lanka konnte die Schulden bei chinesischen Firmen nicht mehr begleichen, weshalb diese kurzerhand für 99 Jahre den Hafen übernahmen.

Solche gigantischen Infrastrukturprojekte können demzufolge verschuldete Länder in eine Schuldenfalle treiben, und sie reißen erste Löcher in das Seidenstraßen-Netz. Myanmar war wohl eines der ersten Länder, das den Baustopp eines überdimensionierten Staudammprojektes erwirkte, das die südchinesische Provinz Yunnan mit Strom versorgen sollte. Malaysia hat kürzlich (nach Drucklegung des Buches) sämtliche BRI-Projekte der Vorgängerregierung annulliert, weil sich das Land diese Projekte schlicht nicht leisten könne, sie überdies nicht brauche, und weder malayische Firmen noch einheimische Arbeitskräfte berücksichtigt worden seien.

Erste Seidenstraßen in Europa

Dass Europa mittlerweile selbst im Fokus der BRI ist „dämmert erst langsam“ (S. 115). Der griechische Hafen Piräus ist der wichtigste Hafen für China in Europa und wurde auf Druck der Privatisierungsaufgaben der EU an chinesische Unternehmen veräußert. Das Baumaterial sowie Arbeiter_innen kommen aus China, die Löhne liegen unter dem Gehalt der organisierten griechischen Dockarbeiter_innen. Ziel ist auch hier – analog zu Südostasien – eine Perlenkette rund ums Mittelmeer zu legen.

Serbien und Ungarn bauen mithilfe chinesischer Gelder Brücken, Autobahnen und Hochgeschwindigkeitszüge zwischen Belgrad und Budapest, Polen und die baltischen Länder sind anvisiert. Aus osteuropäischer Sicht ist China ein attraktiver Konkurrent für die EU. Die Kooperation sei ein „Akt nationaler Unabhängigkeit, nicht mehr nur Lehrer und Schüler, sondern gleichberechtigte Partner“ (S.118) zitiert der Autor den ungarischen Staatspräsidenten Viktor Orban. Umgekehrt sei die BRI ein interessantes Versuchsfeld für China, um die Spaltung zwischen EU und den Beitrittskandidaten voranzutreiben, was eine schleichende Entdemokratisierung in die Wege leite. So kommen die BRI-Projekte jeweils der einheimischen politischen Elite zugute in Ländern, die ohnehin autoritär regiert werden und sich über die Begehren von Umwelt- und Menschenrechtsverbänden oftmals mit brachialer Gewalt hinwegsetzen. Der Nebeneffekt solcherart Schuldenimperialismus ist beispielsweise, dass diese Länder die gemeinsame Stellungnahme der EU zu Folter und Menschenrechtssituation in China blockierten.

Den Zug verpassen

China handelt sich mit der Belt-and-Road-Initiative allerdings nicht nur das Misstrauen der westlichen Welt ein, sondern schadet auch seinem Ruf, zum Beispiel in Vietnam: „Chinesische Unternehmen nutzen ihre Stellung, um Aufträge zu ergattern, liefern schlechte Qualität ab und verursachen Umweltschäden.“ (S. 81)

Bietet also China mit der BRI eine Alternative zu westlichen Staatenbündnissen? Zumindest ist die chinesische Strategie eine Alternative zu Globalisierungsprozessen, wie sie vom Globalen Norden ausgehen und sie ist ein Gegenmodell zur Entwicklungshilfe des Westens in Afrika und Asien, da sie den Forderungen nach Einhalten der Menschenrechte, die in diesen Zusammenhängen gestellt wurden, umgehen können. Darauf geht Hoering allerdings nicht ein. Zwar kritisiert er, dass bei der

BRI „Rohstoffabbau und Großstaudämme besonders häufig mit schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen einher gehen“ (S. 69). Doch in Vietnam verstoßen auch westliche Textilfirmen gegen soziale Standards, in der Mongolei betreiben australische und kanadische Bergbauunternehmen Raubbau. Darüber hinaus profitieren zum Beispiel deutsche und niederländische Transportunternehmen schon jetzt von der transkontinentalen Bahnverbindung. China also beispielsweise Menschenrechtsverletzungen vorzuwerfen, ohne dasselbe bei westlichen Unternehmen zu kritisieren, kommt bei der internationalen Kritik am BRI-Projekt oftmals zu kurz.

Dennoch, das Buch sei eine Momentaufnahme, schreibt der Autor im Vorwort, so dass er Gefahr läuft, von der Aktualität überholt zu werden, wie das oben genannte Beispiel Malaysias zeigt. Überzeugend ist Hoering dort, wo er seine Aussagen mit konkreten Beispielen wie jenen aus Pakistan belegt. Die informierte Leser_in erfährt indes wenig Neues, da der Autor Zeitschriften und Blogs zum Thema auswertete. Gleichwohl stellt Hoering seine Recherchen überzeugend in einen globalen Kontext, weshalb das schmale Buch als Einstiegslektüre in das Thema unbedingt zu empfehlen ist. Denn das neue große Spiel hat längst begonnen, auch wenn hierzulande manche Akteure den Zug womöglich verpassen.

Uwe Hoering 2018:

Der Lange Marsch 2.0. Chinas Neue Seidenstraßen als Entwicklungsmodell.

VSA Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-89965-822-4.

160 Seiten. 14,80 Euro.

Zitathinweis: Alice Grünfelder: Geoökonomischer Machtpoker. Erschienen in: China. 49/ 2018.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1501>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Nicht machtlos sein



Zhang Lu

Arbeitskämpfe in Chinas Autofabriken

Herausgegeben und übersetzt von Ralf Ruckus

Sabotage, wilde Streiks und Arbeiter_innenaufstände: Über Widerstand in chinesischen Autofabriken.

Rezensiert von [Hendrik Heetlage](#)

Als im Jahr 2010 Arbeiter_innen in einem Honda-Werk in Nanhai, Guangdong, die Arbeit niederlegten, traten sie damit eine Streikwelle los, die in ihrem Ausmaß jeden bisherigen Streik überstieg. Nicht nur erlag die Produktion der Honda-Werke in China fast vollständig. Die Streiks griffen ebenso auf Toyota- und Chrysler-Werke über und erregten international Aufsehen. Es war der chinesischen Regierung unmöglich, diese Streiks geheim zu halten. Die Arbeitsverhältnisse und -kämpfe chinesischer Arbeiter_innen rückten in die mediale Öffentlichkeit und in das Zentrum akademischen Interesses.

„Arbeitskämpfe in Chinas Autofabriken“ von Zhang Lu behandelt eine bislang wenig beachtete Vorgeschichte dieser Streiks. Sie ist das Ergebnis einer gelungenen Kombination aus monatelanger Feldforschung und historisch-politischem Hintergrundwissen. Für ihre Dissertation ging die Autorin, mittlerweile Professorin für Soziologie an der Temple University in Philadelphia, zwischen 2004 und 2011 für insgesamt zwanzig Monate in die Volksrepublik. Über Beziehungen und mit etwas Glück schaffte sie es in die Herzstücke der strategischen Kernindustrie Chinas – in die Autofabriken. Dabei beschränkte sie sich nicht auf einen bestimmten Raum, sondern versuchte durch Forschung in sieben Fabriken in sechs verschiedenen Städten eine Vergleichbarkeit von Arbeitsbedingungen zu erreichen.

Ein Verdienst dieser Untersuchung ist die Herausstellung der spezifischen und komplexen Situation der chinesischen Arbeiter_innen. In fünf Joint Ventures – also gemeinsame Unternehmen mit internationalen Firmen – und in zwei staatlichen Betrieben führte Zhang Lu ihre Forschung durch. Der Fokus liegt dabei auf den sozialen und hierarchischen Strukturen innerhalb der Fabrik und den Besonderheiten des chinesischen Automobilmarktes – und auf den Möglichkeiten, die die Arbeiter_innen trotz Kontrolle und Spaltung zum Widerstand haben. Der chinesische Automobilmarkt, seit 2009 der größte der Welt mit circa drei Millionen Arbeiter_innen, wird seit der Reformperiode in den 1980er Jahren von einem Bündnis aus dem Zentralstaat, ausländischen Unternehmen und staatseigenen Automobilkonzernen beherrscht. Dieses „Dreierbündnis“ (S. 111) sorgte für die „Entstehung eines monopolistischen Sektors, in dem eine Hand voll ausgewählter Joint Ventures und Staatsunternehmen Extraprofite erwirtschaftet“ (ebd.). Die Präsenz des Staates zeigt sich auch innerhalb der Fabriken: Die Manager werden vom Staat, also von der Kommunistischen Partei Chinas, ernannt und kontrolliert. Auch alle Gewerkschaften werden unter dem Dach der *All-China Federation of Trade Unions* (ACFTU) zusammengefasst, die ebenfalls der Führung der Partei untersteht.

„Ich will nur noch hier raus“ – Realitäten in chinesischen Autofabriken

Zhang Lu zeigt, wie sich die Reformpolitik Deng Xiaopings und die Transformation Chinas zu einer kapitalistischen Marktwirtschaft zunehmend schlecht auf die Arbeits- und Lebensbedingungen von Arbeiter_innen auswirkt – bis heute. Durch Verschlankung der Produktionsprozesse, die Auslagerung von Produktionsschritten oder die just-in-time-Produktion sind viele Arbeitsplätze abgebaut worden, doch die Arbeitsintensität blieb gleich. Die Arbeiter_innen befinden sich häufig am Rande ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit. Eine These der Autorin lautet, dass aus dieser Behandlung und der Erschöpfung der Arbeiterschaft ein Unmut resultiert, der die Proteste erst möglich macht.

Zusätzlich dazu wirkt das sozialistische Vermächtnis Mao Zedongs: Ab den 1950er Jahren wurden die industriellen Beziehungen fast ununterbrochen von der „maoistischen Massenlinie“ (S. 68) bestimmt. Das bedeutete, dass die Erfahrungen und Verbesserungsvorschläge der Arbeiter_innen in den Betrieben geschätzt wurden und auch erwünscht waren. Ältere Arbeiter_innen erinnern sich noch an diese Zeiten und nutzen das Argument der „besseren Zeiten“ als Verhandlungsbasis für gegenwärtige Arbeitskämpfe. Auch die revolutionäre Rhetorik des sich als kommunistisch verstehenden Staates entpuppt sich als fruchtbar für die Verhandlungsmacht der Arbeiter_innen.

Die Spaltung der Arbeiterschaft in Direktbeschäftigte und Leiharbeiter_innen ist nicht nur prägend für die soziale Zusammensetzung der Arbeiter_innenschaft innerhalb einer Fabrik. Zhang Lu stellt heraus, dass beide Gruppen in sich heterogen sind und sich seit der Mitte der 1990er Jahre auch verändert haben. Zunächst verläuft die Spaltungslinie nicht mehr (nur) entlang der Land- und Stadtbevölkerung, wie es vor der Reformperiode der Fall war. Die neue Generation der „Befristeten“ (S. 291) kommt selbst aus den Städten, genießt eine höhere Bildung und weiß mehr über ihre Rechte als die Leiharbeiter_innengeneration zuvor. Eine signifikante Neuerung stellen die Praktikant_innen dar, die ebenso zu den „Befristeten“ zählen. Durch eine erhöhte Abhängigkeit – sie brauchen das Praktikum, um einen Abschluss zu bekommen – stehen Praktikant_innen unter starkem Druck. Sie haben weniger Rechte als die restlichen Arbeiter_innen und könnten ihr Praktikum, und damit ihren Abschluss, jederzeit verlieren. Ein Funktionär der ACFTU bemerkte: „Der Einsatz von PraktikantInnen ist zur Zeit ein Graubereich, der neu reguliert werden muss und klar definierte Verantwortungsbereiche braucht [...]“ (S. 132). Die Spaltung der Arbeiter_innenschaft, die sich in geringeren Löhnen und unterschiedlichen Rechten äußert, ist eine weitere, aber zentrale Ursache für den zunehmenden Widerstand der Arbeiter_innen. Die ungleiche Behandlung von Direktbeschäftigten und Leiharbeiter_innen ist unübersehbar. Ob und inwiefern sich der Widerstand einer Belegschaft, sei es in Form von „wilden“ Streiks, oft unkoordinierte Streiks ohne Gewerkschaft, oder „Sabotage, Bummelei, Absentismus und kollektive Kündigungen“ (S. 301) gestaltet, hängt entscheidend von der Solidarität der Arbeiter_innen mit den Leiharbeiter_innen beziehungsweise Praktikant_innen ab. Sind die Arbeiter_innen solidarisch, können die Widerstände Erfolg haben. Verwehren die Arbeiter_innen den „Befristeten“ ihre Solidarität sind die Widerstände oft nur von kurzer Dauer und den Menschen wird gekündigt.

Durch ihre Forschung gibt die Autorin einen Einblick in die triste Arbeitswelt in diesen Fabriken: Es herrschen Monotonie, Kontrolle und Stress. Bemerkenswert ist die Auffassung von Arbeiter_innen jeder Gruppe in jedem Werk, dass sie als Rückgrat der Produktion nicht ausreichend respektiert werden. Ein Zitat aus einem Gespräch mit einem Direktbeschäftigten zeigt das deutlich:

„Es geht nicht nur ums Geld, sondern auch darum, wie dich das Unternehmen behandelt! Du denkst, dass du ihnen als Arbeiter wirklich egal bist. Die Manager versprechen immer, unsere Löhne zu erhöhen, wenn das Unternehmen mehr Gewinn macht. Doch nach all diesen Jahren raschen Wachstums sind die Gehälter und Prämien der Manager und Vertriebsleute gestiegen, wir ArbeiterInnen verdienen dagegen immer noch so wenig! Wir, die an vorderster Linie stehenden ArbeiterInnen, bauen die Autos, erledigen die schwere und dreckige Arbeit und erwirtschaften den Gewinn des Unternehmens! Gleichzeitig werden wir hier am schlechtesten bezahlt und versorgt! Es ist nicht richtig, die Beschäftigten so zu behandeln!“ (S. 164f.)

Zhang Lu schafft es, die teilweise vorherrschende Meinung zu widerlegen, Arbeiter_innen in der chinesischen Automobilindustrie würden viel und gut verdienen und seien daher ruhig oder wären zu ängstlich, um Widerstand zu leisten. Die von ihr geführten Interviews und Beispiele zeigen dies eindrücklich.

Sind Gesetze eine Errungenschaft?

Die Regierung erließ sukzessive neue Arbeitsgesetze (am wichtigsten das Arbeitsvertragsgesetz von 2007), um irreguläre Beschäftigungen (vor allem von Leiharbeiter_innen) zu regulieren und damit Proteste und Streiks abzuwenden. Die Autorin beschreibt diese Gesetze als positives Ergebnis zäher Arbeitskämpfe. Sie kritisiert in dem Zusammenhang nicht, dass die Gesetze ebenso als Kontrollmechanismus wahrgenommen werden können. Denn, wie sie richtig schreibt, brachten diese neuen Arbeitsgesetze zwar einen rechtlichen Rahmen und damit vermeintliche Verhandlungsmacht der Arbeiter_innen, doch gerichtliche Auseinandersetzungen kosten Geld und Zeit. Während dieser Zeit sind die Geschädigten auf sich selbst oder fremde Hilfe angewiesen. Die Gesetze sind nicht zuletzt auch ein Mittel, die Wut der Arbeiter_innen zu deckeln, „und das ist genau der Grund dafür, warum die herrschende Elite die rechtlichen Instrumente überhaupt geschaffen hat“ (Siu/Chan 2012).

Eine Stärke der Studie ist, dass es der Autorin tatsächlich gelang, in die Fabriken hineinzugehen und von Personen aus dem mittleren Management über Partei- und Gewerkschaftskader, Direktbeschäftigte, Leiharbeiter_innen und Praktikant_innen jede soziale Gruppe eines Werks zu befragen. Durch die vielfältig eingebauten Zitate der Befragten bleibt das Buch trotz mancher langatmigen Hintergrunddarstellungen lebendig. Allerdings ist leider nicht nachvollziehbar, welche Personen auf welche Fragen wie geantwortet haben. Die Autorin nutzt die Antworten, um Ihre in den Sätzen zuvor aufgestellten Thesen zu stützen. Ihre Fragen bleiben verborgen und sind damit nicht überprüfbar.

Wer aufgrund des Titels davon ausgeht, dass in diesem Buch spezifische Arbeitskämpfe untersucht und miteinander verglichen werden, wird enttäuscht. Wohl werden die diversen Möglichkeiten eines aktiven oder passiven Widerstandes seitens der Arbeiter_innenschaft dargestellt und die größeren, überregional bekannt gewordenen Streiks erwähnt, doch eine detailliertere Darstellung der Praxis gibt es nur für zwei Arbeitskämpfe. Mit anderen Passagen schafft es die Autorin allerdings, Feinheiten und Unterschiede von Arbeiter_innenmilitanz in den Werken herauszuarbeiten, obschon einzelne Ausführungen ihrer Argumente nicht immer überzeugen. Die Autorin zeigt dennoch, und das ist für ihre Arbeit zentral, dass die Arbeiter_innen keine passiven Objekte sind, sondern aktive Akteur_innen mit Produktions- und Marktmacht.

Zusätzlich verwendete Literatur

Chan, Anita; Siu, Kaxton (2010): Die Entwicklung des Klassenbewusstseins chinesischer Wanderarbeiterinnen und Wanderarbeiter 1980-2010, in: Haug F./Haug, W. F./Jehle, P. (Hg.): Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften (#296), Berlin 2012, S. 191-205.

Zhang Lu 2018:

Arbeitskämpfe in Chinas Autofabriken. Herausgegeben und übersetzt von Ralf Ruckus.

Mandelbaum Verlag, Wien.

ISBN: 978385476-673-5.

436 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Hendrik Heetlage: Nicht machtlos sein. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1502>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Düstere Aussichten



Cixin Liu
Spiegel

Ein Science-Fiction-Roman, der von Turbotechnik und totaler Transparenz erzählt und dabei dem gegenwärtigen China den „Spiegel“ vorhält.

Rezensiert von [Stephanie Bremerich](#)

Die chinesische Gegenwartsliteratur taue nichts, behauptete Wolfgang Kubin 2006 und 2007. Der bekannte Sinologe, Übersetzer und Schriftsteller beklagte neben einigen anderen Dingen vor allem einen erschreckenden Mangel an Ernsthaftigkeit. Verantwortlich machte Kubin die zunehmende Kapitalisierung der chinesischen Gesellschaft seit den 1990er Jahren und die Kommerzialisierung des Literaturmarktes.

Im deutschen Feuilleton waren Kubins Ausfälle gegen die als „Müll“ bezeichneten Romane einiger damals populärer, zum Teil international gefeierter chinesischer Gegenwartsautor_innen wie Zhou Wei Hui („Shanghai Baby“, 1999), Mian Mian („Candy“, 2000) und Jiang Rong („Wolfstotem“, 2004) nur eine Randnotiz. In der chinesischen Literaturszene hingegen hat die so genannte Kubin-Debatte laut der Journalistin Erning Zhu zu einer offenen und selbstkritischen Kontroverse geführt und damit nicht zuletzt die „sich neu herausbildende chinesische Öffentlichkeit beflügelt“ (Zhu 2008).

Und heute? Rund zehn Jahre nach Kubins Tirade hat die chinesische Literatur einen neuen Exportschlager und internationalen Superstar: Cixin Liu. Der ausgebildete Computertechniker und Kraftwerksingenieur ist ein Vertreter der so genannten Hard-Science-Fiction und kann so unterschiedliche Leute wie Denis Scheck, Dietmar Dath, Mark Zuckerberg und Barack Obama zu seinen Fans zählen. Seine Romane, die seit 2014 ins Englische und seit 2016 ins Deutsche übersetzt werden, sind Weltbestseller. Insbesondere die so genannte „Trisolaris“-Trilogie löst derzeit regelrechte Begeisterungstürme in der internationalen Presse aus. Sie handelt von einer bevorstehenden außerirdischen Invasion und verquickt dabei auf über 2.000 Seiten verschiedene Zeiten, Räume, Stimmen und Dimensionen – ein literarischer Koloss, der sich allein in China fast 10 Millionen Mal verkauft hat und an dem sich Amazon bereits für eine Milliarde Dollar die Filmrechte gesichert hat.

Wem für Cixin Lius wuchtiges Alien-Epos die Geduld oder schlicht das Sitzfleisch fehlt, der kann sich mit „Spiegel“ (chin. 2004, dt. 2017) an das Werk des 1963 geborenen Autors herantasten und auf bescheidenen 100 Seiten einen ersten Eindruck bekommen. Und der ist: durchwachsen.

Spiegelsimulationen

Dabei ist die Idee ziemlich gut. Cixin Lius Mini-Roman, der eigentlich eher eine Erzählung ist und dessen deutsche Übersetzung mit einem anregenden Nachwort von Sebastian Pirling versehen ist, spielt in einem China in der nicht allzu fernen Zukunft. Erzählt wird die Geschichte des jungen aufrechten Beamten Song Cheng, der einen umfassenden Korruptionsskandal aufdeckt und dafür

aus dem Verkehr gezogen wird. Unter unwürdigsten Bedingungen harret er im Gefängnis der Dinge; mit seinem Leben hat er bereits abgeschlossen: „Selbst wenn er mit Glück der Todesstrafe entgehen sollte – seine geistige Hinrichtung war schon vollstreckt worden. Er war seelisch tot.“ (S. 18) Doch plötzlich taucht ein rätselhafter Mann namens Bai Bing bei ihm auf, der ebenfalls verfolgt wird und über eine ebenso faszinierende wie verstörende Fähigkeit verfügt: Er sieht und weiß alles. Das liegt an einer Hochleistungsrechenmaschine, die der Entwickler und Spezialist für Simulationssoftware erfunden hat. Sein „Superstringcomputer“, erklärt Bai Bing, verfügt „über eine fast grenzenlose Kapazität, das heißt, er kann den Zustand jedes Elementarteilchens im uns bekannten Universum speichern und berechnen.“ (S. 44) Das Verfahren, die so genannte „Spiegelsimulation“, ist eine „mathematische Spiegelung“ der Realität: eine Art wissenschaftlich fundierte Kaffeesatzleserei, die „den Schleier der Quantenmechanik lüften“ und „mit hundertprozentiger Exaktheit das makroskopische Verhalten ihres Objekts“ (S. 45) abbilden kann. Mit anderen Worten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden simuliert und berechenbar. Bai Bing weiß daher nicht nur, dass Song Cheng auf ganz miese Weise von seinem Vorgesetzten, dem ominösen „Kommandanten“, gelinkt worden ist, sondern auch, was dieser konsequent namenlos bleibende Kommandant und seine Schergen just in diesem Moment vorhaben und wie er sie unter Druck setzen kann.

Tradierte Plotmuster werden von Cixin Liu ebenso aktualisiert wie pulverisiert. Die typische David-gegen-Goliath-Konstellation wird in „Spiegel“ nachgerade umgedreht, insofern es plötzlich der „kleine Mann“ ist, der zum „Big Brother“ wird. Auch die Grenzen zwischen „Gut“ und „Böse“ werden im Verlauf des Romans deutlich verunsichert, wobei sich besonders der Wissenschaftler Bai Bing sowie der undurchsichtige Kommandant als interessante Figuren erweisen.

Kurzweilig langweilig

Das klingt spannend, liest sich aber leider nicht durchweg so. Denn was auf der Ebene des Inhalts originell ist und als Idee überzeugt, wird in formaler Hinsicht überraschend einfalllos heruntererzählt. Relevante Elemente der Geschichte werden über weite Teile nicht als Handlung entfaltet oder ausgeführt, sondern per Figurenrede gleichsam nachgeliefert. Das betrifft vor allem den Beginn des Textes, der mitunter eher wie eine Aufzählung denn wie eine *Erzählung* wirkt und die gesamte Vorgeschichte – Korruption, Konflikt, Intrige – in Bai Bings Bericht auslagert. Dass das vermutlich Teil des Konzeptes ist, insofern die Ausführungen zugleich die Allwissenheit der Supermaschine demonstrieren, macht Bai Bings langatmige Ausführungen nicht weniger, nun ja, langatmig. Der Effekt ist paradox: Denn ein Text, in dem eigentlich viel passiert, erzeugt so bei der Lektüre zunächst den Eindruck, merkwürdig handlungsarm zu sein.

Nach dem etwas schleppenden Einstieg nimmt „Spiegel“ aber an Fahrt auf und steuert auf ein Finale zu, das – so viel sei verraten – einige überraschende Wendungen parat hält und nicht gerade hoffnungsvoll stimmt. Genau hier liegt wiederum die große Stärke des kleinen Buches. Denn wie jede gute Dystopie erschöpft sich auch Cixin Lius düstere Technikvision nicht in literarischer Selbstgenügsamkeit, sondern verbindet Fantastisches und Realistisches und nutzt das Mittel der Science-Fiction, um auf ganz lebensweltliche Problemkonstellationen hinzuweisen.

Cixin Liu erzählt von politischer Kontrolle und männlichen Allmachtfantasien, von Technikfetischismus, totaler Transparenz und dem Willen zum Wissen. Deshalb ist „Spiegel“ letztlich ein unbequemer Text, dessen Titel man programmatisch verstehen darf. Cixin Lius Roman entfaltet eine Zukunftsvision, die zugleich viel über unsere Gegenwart aussagt. Dass Cixin Liu damit auch (und vor allem) im eigenen Land überaus erfolgreich ist („Spiegel“ wurde 2004 mit Chinas wichtigstem Science-Fiction-Preis, dem renommierten Galaxy-Award, ausgezeichnet), kann man für sich sprechen und einfach mal so stehen lassen. Festzuhalten ist, dass man ihm – um zum Abschluss noch einmal auf Wolfgang Kubin zurückzukommen – eines sicher nicht vorwerfen kann: mangelnde Ernsthaftigkeit.

Zusätzlich verwendete Literatur

Erning Zhu: Selbstkritische Literatur-Debatte. Eine aufschlussreiche Erfahrung. In: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 4 (2008), S. 49–51. Online [hier](#).

Cixin Liu 2017:

Spiegel.

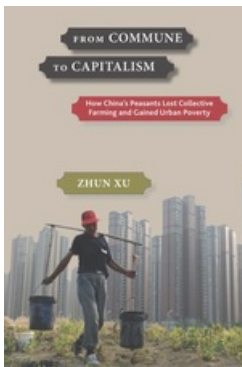
Wilhelm Heyne Verlag, München.

ISBN: 978-3-453-31912-7.

192 Seiten. 9,99 Euro.

Zitathinweis: Stephanie Bremerich: Düstere Aussichten. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1494>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Von der Kommune zum ländlichen Raubtierkapitalismus



Zhun Xu

From Commune to Capitalism

How China's Peasants Lost Collective Farming and Gained Urban Poverty

Ist es an der Zeit, Schluss mit jahrzehntelangen Mythen über den chinesischen Sozialismus zu machen?

Rezensiert von [Alexander Schröder](#)

Mit dem Buch „From Commune to Capitalism“ dürfte der chinesische Ökonom Zhun Xu langfristig einigen Staub aufwirbeln. Im Zeitalter der „alternativen Fakten“ zeigt der Juniorprofessor an der Howard University auf, wie sich Behauptungen, die kaum fundiert wurden, jahrzehntelang als unhinterfragbare „Tatsachen“ halten konnten und unser China-Bild bestimmten. Zwei dieser Behauptungen verdienen besondere Aufmerksamkeit: Erstens die angeblich desaströsen Folgen der bäuerlichen Kollektivwirtschaft in der Mao-Ära (1949-1976) und zweitens die in den 80er Jahren angeblich widerstandslos umgesetzte Privatisierungspolitik. Zhun legt nahe, dass fehlerhafte Annahmen und unkritische Übernahme antikommunistischer Dogmen dahinter stecken. Grundlage seines Standpunktes ist die kritische Prüfung wirtschaftstheoretischer Überlegungen und eine empirische Fallstudie, deren Ergebnisse der Mainstream-Darstellung völlig widersprechen. Zhuns Ergebnisse sind verblüffend und beeindruckend.

Desaströse Kollektivwirtschaft?

Was die Behauptung, die kollektive Landwirtschaft des Maoismus sei ein einziges Desaster gewesen, angeht: Üblicherweise wird in diesem Zusammenhang mit erhobenem Zeigefinger auf die Hungersnot des „Großen Sprungs nach vorn“ (1958-1961) verwiesen. Abermillionen Menschen sollen aufgrund der sozialistischen Misswirtschaft verhungert sein. Aber nicht nur das; aus Sicht vieler „ExpertInnen“ war bereits die Einführung von Kooperativen, Produktionsbrigaden und Volkskommunen in den 1950ern desaströs. Denn eine Zusammenlegung von Böden, Werkzeugen, Tieren oder Küchen musste den BäuerInnen als brutale Enteignung erscheinen. Das unterstellen die antikommunistischen „ExpertInnen“ zumindest unisono.

Weiterhin kursiert die Mär von einer allgemeinen Arbeitsverweigerung unter den KollektivbäuerInnen. Die garantierte Versorgung mit Wohnraum, Nahrung und Produktionsmitteln in den Volkskommunen habe dafür gesorgt, dass sich niemand mehr verantwortlich gefühlt habe, einen Beitrag zum Wohl aller zu leisten. Das gemeinsame Wirtschaften sei also zum Scheitern verurteilt gewesen. Zhun kritisiert diese voreingenommene Geschichtsschreibung. Er argumentiert in seinem Buch, dass gerade das Gegenteil der Fall war. Dafür verweist er auf seine Fallstudie des Bezirks Songzi in der Provinz Hubei.

Die Fallstudie überzeugt: Die Lebenserwartung lag in Songzi im Jahr 1947 bei lediglich 28 Jahren, 1979 bereits bei knapp 60 Jahren. Die Anzahl an gelisteten Krankenhäusern und Stationen ist von einer einzigen im Jahr 1950 auf 148 im Jahr 1966 angestiegen, die Zahl medizinischen Personals von 232 auf über 1.058, die Zahl der Krankenbetten von acht auf 280 und bis zum Jahr 1980

sogar auf 1.772. 1949 hatte es in Songzi nur drei Mittelschulen und Gymnasien für die Wohlhabenden gegeben. Bis 1965 wurden bereits 1.327 Grundschulen aus dem Boden gestampft, die weit über 30.000 SchülerInnen aller Schichten beziehungsweise 90 Prozent der Kinder im schulfähigen Alter eine schulische Bildung ermöglichten. Die BäuerInnen seien gerade durch diese Maßnahmen der KP Chinas zu größter Hingabe verleitet worden. Solche Verbesserungen seien erst mit der Kollektivierung von Ressourcen möglich geworden, erklärt Zhun.

Mit Blick auf die wirtschaftlichen Daten des Landes stellt der Ökonom fest, dass es gerade die Jahre 1956 bis 1980 waren, in denen die jährliche Getreideproduktion um 2,79 Prozent zunahm, während sie in der Phase von 1984 bis 2008 nur um knapp ein Prozent anwuchs. Die landwirtschaftlichen Kollektive waren dem Autor zufolge hochgradig produktiv und die KollektivbäuerInnen im Allgemeinen hoch motiviert. Umgekehrt habe gerade die Entkollektivierung viele BäuerInnen entmutigt und auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen in die Städte getrieben. Positive Resultate in der Landwirtschaft der 80er Jahre schreibt Zhun hingegen gerade den langfristigen Errungenschaften aus den 70er Jahren zu – etwa der massenhaften Nutzung von Traktoren, modernen Düngemitteln und neuen Anbaumethoden. Technische Neuerungen aus der maoistischen Periode, nicht die Privatwirtschaft, seien für größere Fortschritte in diesen Jahren verantwortlich gewesen.

Die Verkenning dieser Tatsachen führt er auf falsche Berechnungen zurück. So habe etwa der angesehene Ökonom Justin Lin statistische Zahlen ganz im Sinne der pro-kapitalistischen Reformer um Deng Xiaoping interpretiert. Das muss nicht wundern, denn Lin war als späterer Chefökonom der Weltbank gewiss nicht unvoreingenommen. Seine Darstellung galt aber nicht nur neoliberalen US-Ökonomen als unabweisbares Fundament einer jedweden Bewertung der volksrepublikanischen Ökonomie. Sie wurde auch zum Ausgangspunkt der bürgerlich gesinnten Chinaforschung. Alternative Erzählungen wurden auf dieser Grundlage kurzerhand als maoistische Propaganda abgetan. Zhun zeigt weiterhin, was die Ursprünge dieser neoliberalen Darstellung waren.

Widerstandslose Entkollektivierung?

Die unhinterfragte Erzählung der unwirtschaftlichen Kommunen ist dem Autor zufolge den Reihen der chinesischen KommunistInnen selbst entsprungen. In den ersten Jahren nach Maos Tod konnte die neue pro-kapitalistische Führung um Deng Xiaoping den Sozialismus nicht direkt zerschlagen. In den Städten, wo das Proletariat noch äußerst politisiert war, war größerer Widerstand zu erwarten. Reformen zur Privatisierung der städtischen Staatsbetriebe waren daher zunächst unmöglich. Hingegen waren Reformen in der Landwirtschaft leichter umsetzbar. Deng Xiaopings Clique fand eine Methode, um die gewünschten Reformen gegen allen Widerstand durchzudrücken. Dafür musste sie zunächst das Bündnis von städtischem Proletariat und Kollektivbauern und -bäuerinnen auf dem Land brechen, so Zhun.

Der Autor zeigt, dass auch die zweite Märchengeschichte, wonach die Privatisierung der Landwirtschaft auf keinen Widerstand traf, keineswegs der Wahrheit entspricht. Demnach war es eine Minderheit, welche die Reformpolitik gegen die Mehrheit durchgedrückt habe. Die Mehrheit der BäuerInnen und viele KaderInnen waren nicht begeistert. Denn die Kollektivwirtschaft hatten abermillionen ChinesInnen nach Jahrzehnten extremen Leidens als einzigen Ausweg aus Armut, Elend, Hunger und Tod erlebt. Zhun macht die Pekinger Parteizentrale als Wurzel des Übels aus. Entgegen dem antikommunistischen Märchen wurde die Entkollektivierung der betrogenen Mehrheit „von ganz oben“ aufgedrängt.

Zunächst musste die Pekinger Parteizentrale eine Alternative zur Kollektivwirtschaft glaubhaft verkaufen: Das „System der Haushaltsverantwortlichkeit“, das in Wirklichkeit einen großen Sprung zurück in Richtung Kapitalismus bedeutete, wurde Zhun zufolge nur von wenigen Privilegierten gut geheißen. Wohlhabendere BäuerInnen konnten ihre Produkte wieder zur privaten

Bereicherung auf dem Markt frei verkaufen. Profitiert hat davon aber nur die Minderheit, sodass eine neue Klassengesellschaft auf dem Lande entstanden ist. Aufrichtige KaderInnen, die sich dagegen sträubten, wurden gnadenlos abgesetzt. Unterstützt wurde diese Entwicklung von einigen Intellektuellen. „Die BürokratInnen erstrebten, Bündnisse mit Elite-Intellektuellen zu formen, die in der Mao-Zeit ihre Privilegien verloren hatten.“ (S. 69)

Während die Reichen und Mächtigen kooperiert und von der Parteiführung Rückendeckung erhalten haben, waren die ärmeren BäuerInnen nun isoliert. Sie mussten von da an wieder im Alleingang um ihr Überleben kämpfen. Garantierte Speisung durch die Kommunen gab es keine mehr. Das wiederum hat den Weg für weitere Angriffe auf die Staatsbetriebe und das politisch bewusste Proletariat frei gemacht.

„Ich behaupte, dass die Entkollektivierung als politische Basis für den Übergang zum Kapitalismus in China diente, indem sie nicht nur die BäuerInnen entmachtete, sondern auch die Bündnis von ArbeiterInnen und BäuerInnen aufbrach und das Widerstandspotenzial gegenüber den Reformen stark vermindert hat. Die politische Bedeutung der Landreform für die KP Chinas kann nicht überbetont werden. Und das ist eben der Grund dafür, warum der Mainstream die Entkollektivierung als etwas Spontanes interpretiert hat.“ (S. 16)

Rückkehr zum Kapitalismus

Das weitverbreitete Gerücht, dass die Kollektivwirtschaft unwirtschaftlich sei, bremste den Widerstand der Bauernschaft. Der politische Druck auf mittlere und untere KaderInnen hemmte den Widerstand der kommunistisch gesinnten Intellektuellen. Und die Spaltung des kommunistischen Bündnisses aus KollektivbäuerInnen, städtischen ArbeiterInnen und kommunistischen KaderInnen ermöglichte die Zerschlagung des sozialistischen Systems insgesamt. Letztlich ermöglichte die Privatisierungspolitik der Reformen nach Maos Tod so eine Rückkehr zum Raubtierkapitalismus in ganz China. Zhuns nur 154 Seiten kurzes Buch stellt diesen Wandel hervorragend dar und zeigt im Gegensatz zu den liberalen KritikerInnen der Mao-Ära die Erfolge und Widersprüche der Kollektivwirtschaft auf.

Mit seiner Fallstudie kann er immerhin aufzeigen, dass es nicht nur eine Version der Geschichte gibt. Ob es ihm damit gelingen wird, den antikommunistischen Konsens in Forschung und Öffentlichkeit aufzudröseln, ist fraglich. Aber seine Arbeit ist ein Schritt in die richtige Richtung und verdient zweifellos größere Aufmerksamkeit.

Zhun Xu 2018:

From Commune to Capitalism. How China's Peasants Lost Collective Farming and Gained Urban Poverty.

Monthly Review Press, New York.

ISBN: 978-1-58367-698-1.

154 Seiten. 21,70 Euro.

Zitathinweis: Alexander Schröder: Von der Kommune zum ländlichen Raubtierkapitalismus.

Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1505>. Abgerufen am: 02. 01.

2019 13:23.

Schwach angefangen, stark nachgelassen



Edition Le Monde diplomatique

Chinas Aufstieg

Mit Kapital, Kontrolle und Konfuzius

Kann man dem komplexen Phänomen „China“ auf wenigen Seiten gerecht werden? Zweifel daran sind mehr als angebracht.

Rezensiert von [Peter Herrmann](#)

Dünnes Heftchen, viel dahinter? Der Band „Chinas Aufstieg. Mit Kapital, Kontrolle und Konfuzius“ stellt eine Zusammenstellung von kurzen Artikeln zu Chinas gegenwärtigem Aufbruch dar. Freilich besteht der Reiz einer solchen Publikation darin, auch auf wenigen Seiten möglichst viel unterzubringen. Etwas ungehalten kann man aber schon werden. Der übergreifende Tenor des Heftes lässt sich wohl am besten als einseitiges China-Bashing bezeichnen – mit negativen inhaltlichen Konsequenzen: Viele der Einzelbeiträge kommen immer wieder vom eigentlichen Thema ab, um ausführliche „Seitenhiebe“ in Richtung China zu verteilen.

China als Sündenbock

Das ist so unnötig wie ärgerlich. Ob von europäischer Außen- oder chinesischer Binnenperspektive, man muss sich sicherlich nicht in China verlieben. Die Beliebigkeit aber, mit welcher der Band China immer wieder zum Sündenbock des Spätkapitalismus ausruft, trägt wenig zu einer tatsächlichen und *kritischen* Auseinandersetzung mit den komplexen Verflechtungen bei, die China historisch und gegenwärtig in den globalen Kapitalismus einbetten. Was bleibt, ist vielmehr das affirmative „Ach ja, wusste ich es doch“ oder aber eine oberflächliche „Defensivhaltung“, die China zum Paradies verklärt.

Anschauungsmaterial für diese zweifelhafte Haltung liefert etwa Manfred Kriener, der unter dem Titel „Peking fährt voraus“ Chinas Autoindustrie und ihr Verhältnis zur europäischen Konkurrenz genauer unter die Lupe nimmt. Auch hier bleibt ein fader Nachgeschmack. Jenseits aller Kritik, die sicherlich auch der chinesischen Autoindustrie angelastet werden muss (die mitunter untragbaren Arbeitsverhältnisse sind sicherlich nur ein Punkt), ist Krieners durchgehender verteidigender Unterton gegenüber den „alten europäischen Autokonzernen“ schlichtweg fehl am Platz. Wortwahl und Ton können jedoch nur bedingt darüber hinwegtäuschen, dass Chinas Orientierung in Richtung Elektromobilität um Längen progressiver ist als Europas und Amerikas Festhalten an Dieselfahrzeugen. Das hat nicht zuletzt der VW-Abgasskandal sträflich vorgeführt. Nicht nur hier wäre mehr analytisches Fingerspitzengefühl gefragt. Es bliebe immer noch genügend am Reich der Mitte zu kritisieren.

Die Müllhalde Europas

Eine der Kernfragen der russischen Novemberrevolution war es, ob Sozialismus in einem Land möglich sei. Wenn man das Heft „Chinas Aufstieg“ liest, wird die andere Seite dieser Frage deutlich: Kann Kapitalismus auf ein Land oder gar eine Region begrenzt werden? Die Geschichte der Entwicklung im Reich der Mitte ist nicht zuletzt deswegen interessant, weil vor dem Aufstieg der Fall kam: China war eine, wenn nicht *die* zivilisatorische Springquelle einer früheren Zeit. Doch dann kam der Fall. Eine ganz normale Entwicklung, denn Kapitalismus ist eben keineswegs

ein statisches System. So wie er sich (weiter)entwickelte, so veränderten sich auch die globalen Kräfteverhältnisse: Der imperiale Finanzkapitalismus der italienischen Stadtstaaten konnte bald ohne die Zivilisationshilfe aus dem fernen Osten auskommen und wurde seinerseits bald ersetzt durch den kulturpragmatischen Handelskapitalismus der Niederlande, der selbst wiederum dem anglo-amerikanischen Industriekapitalismus nicht lange standhalten konnte.

Und heute? Jegliche Antwort auf diese Frage, so viel sollte klar sein, kann sich nicht mit einer rein nationalen Perspektive begnügen. Genau das aber tun die meisten Beiträge des Heftes. Anstatt den Gegensatz von national organisierter (chinesischer) Staatlichkeit und einem global verflochtenen kapitalistischen Wirtschaftssystem zum Ausgangspunkt der eigenen Analyse zu machen, wird zumeist im „heimeligen“ Rahmen des Nationalstaats verblieben. Mehr noch: Es ist erstaunlich, mit welcher Ignoranz die Autor_innen mitunter ihre Thesen formulieren. Das „Prinzip ubuntu“, die Tatsache, dass Nationalstaatlichkeit immer schon von Grenzziehungen und damit von einem Außen abhängig ist, wird einfach in den Hintergrund gedrängt. Gelegentlich flackert auf, dass die chinesische Politik eben nicht nur einen selbstständigen und auch selbst gewählten Weg geht, sondern durch die Einbettung in ein sich von allen Seiten änderndes *globales* Kräfteverhältnis geprägt ist.

Das Problem aber ist, dass das Gesamtthema „Chinas Aufstieg“ nicht durch eine Aneinanderreihung von Einzelpunkten zu fassen ist – was vorgelegt ist, ist nicht einmal ein Kaleidoskop. Ausnahmen wie der Beitrag zum „Müll der Anderen“ von Heike Holdinghausen und Felix Lee sowie jener über das „Tomatenmark für die Welt“ (Stefano Liberti) geben zumindest einen kleinen Einblick in das, was Globalisierung tatsächlich bedeutet: Es geht um komplexe Beziehungen, die einem gordischen Knoten gleichkommen. Schade, dass diese Artikel eine Ausnahme bleiben.

Der Herausforderung, eine Länderanalyse vorzunehmen, die eben nicht nur an einem Land ansetzt, sondern an einer gesellschaftlichen Herausforderung und von dort versucht, nationale Geschichten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu beleuchten, ist das Heft – so deutlich muss man es leider sagen – nicht gewachsen. Heute, mehr denn je, geht es um globale Herausforderungen. Internationaler Handel, demographische Entwicklung (einschließlich Migration), Umbrüche im Produktionsprozess, einschließlich der Verschiebung hin zu „neuen Dienstleistungen“, und natürlich Fragen der Umwelt müssten Ausgangs- und Endpunkt jeglicher Analyse Chinas sein.

Und so ist es fehl am Platze, an China immer wieder das zu kritisieren, was in anderen kapitalistischen Ländern längst zur Gewohnheit geworden ist. Anstatt einseitig die geopolitischen Ansprüche Chinas an den Pranger zu stellen, wäre es doch nicht weniger wünschenswert, jene westlichen Interessen zu benennen, die das Land in eben diese Lage gezwungen haben. Allen voran: die Strategie des „Westens“, China als verlängerte Werkbank und als Müllhalde des „Nordens“ zu benutzen. Das „Umdenken in China“, folgern Heike Holdinghausen und Felix Lee dann wiederum ganz richtig, „legt die Versäumnisse der deutschen Umweltpolitik bloß, die sich in den letzten Jahren auf Erfolgen der Vergangenheit ausgeruht hat“ (S. 86). Hiesige Recyclingquoten wurden „mit Exporten nach Asien jahrelang schöngerechnet“ (ebd.).

Jenseits westlicher Hegemonieansprüche

Insgesamt kann es nicht darum gehen, gleichsam neidvoll und mehr oder weniger feindlich den Blick nach China zu richten, sondern anzuerkennen, dass Probleme im Raum stehen, die eine Lösung verlangen und für die auch – mehr oder weniger leicht – Lösungen zu finden sind. Schön wäre gewesen, wenn die Beitragenden dies ganzherzig in den Vordergrund gestellt hätten. Sicher hat China geopolitische Machtinteressen, und sicher liegen dabei Spiel und Ernst gefährlich dicht beieinander – wie etwa im von Olivier Zajec behandelten Computerspiel „Drei Felsen, fünf Inseln“. Aber ebenso sicher ist, dass Globalisierung zu leicht als Entschuldigung zum Nichtstun verwendet wird. In den Worten von Philip S. Golub: Um „rationale Planung, lenkende Hände“ (S. 40) nicht

als Bedrohung des „Westens“ zu empfinden oder empfinden zu müssen, muss eben dieser Westen auch klar erkennen, dass zumindest ein erheblicher Teil dessen, was er als „chinesische Bedrohung“ wahrnimmt, nicht zuletzt aus der Infragestellung seiner bisherigen Hegemonie her stammt.

Anders formuliert: Die Frage, ob es Sozialismus oder Kapitalismus in einem Land geben kann, ist beiderseits falsch gestellt. Hauptaufgabe kann es niemals sein, auf Nationen und Nationalismen zu konzentrieren. Stattdessen muss es immer darum gehen, den Blick auf die globalen Herausforderungen unserer Zeit zu richten.

Edition Le Monde diplomatique 2018:

Chinas Aufstieg. Mit Kapital, Kontrolle und Konfuzius.

taz Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3937683690.

112 Seiten. 8,50 Euro.

Zitathinweis: Peter Herrmann: Schwach angefangen, stark nachgelassen. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1498>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

China in der ersten Person



Ailian Guan

Die Jahresringe der Straße

Tagebücher: vierzig Jahre in einem Straßenausschuss in Kanton

Wie eine Hundertjährige die zahlreichen Umbrüche in China miterlebt und mitgeprägt hat.

Rezensiert von [Victoria Knopp](#)

Ein Mensch, der das biblische Alter von 102 Jahren erreicht, hat sicherlich einiges erlebt. Aber der Lebenslauf von Ailian Guan ist etwas ganz Besonderes. Sie hat die gesamte Entwicklung der Chinesischen Revolution nicht etwa als Beobachtende, sondern als aktive Zeitzeugin miterlebt – von der Ausrufung der Volksrepublik 1949 bis zu den Vier Modernisierungen von 1977, welche die Rückkehr zum Kapitalismus in China einleiteten.

Geboren wurde Ailian Guan 1905 in Kanton. Anfang der Fünfziger Jahre beginnt sie, sich sowohl mit den großen politischen Ereignissen Chinas zu beschäftigen als auch mit den daraus resultierenden Konsequenzen und den Problemen in ihrer unmittelbaren Umgebung. Sie arbeitet als Lehrerin in einer Grundschule. „Die Jahresringe der Straße“ sind ihre Tagebuchaufzeichnungen. Sie arbeitet 40 Jahre lang in einem Straßenausschuss ihrer Heimatstadt. Ihre Aufzeichnungen beginnen mit dem Tod Stalins 1953 und enden mit der „Öffnung“ von Deng Xiaopeng gegenüber dem ausländischen Kapital und dem Weltmarkt; also nach dem Tode Mao Zedongs 1976 und der Wiedereinführung von Konkurrenz und Profit in der Wirtschaft.

Ihr Werk ist eine ungeheuer kostbare Quelle von Informationen aus allererster Hand. Guan stellt dar, was es in einer Straße in Kanton bedeutete, die „Vier gut“ anzustreben, wie das Revolutionskomitee arbeitete, wie die öffentlichen Anklagen aussahen, wie sich die Rotgardisten benahmten, wie man im Stadtteil eine Stahlschmelze organisierte und wie das mit der Auswanderung nach Hongkong vonstatten ging. Wie sah die Lebenswelt einer chinesischen Hausfrau während der Kulturrevolution aus? Welche Auswirkungen hatten die späteren Vier Modernisierungen und die Öffnung nach Westen auf das Alltagsleben? Welche Konsequenzen wurden im Stadtviertel sichtbar als Mao Zedong „Bombardiert das Hauptquartier!“ rief? Was bedeutete dies eigentlich? Es sollte ein Aufruf sein, nicht mehr in konfuzianischer Tradition den hohen Autoritäten sklavisch zu glauben: konkret der Staats- und Parteiführung von Deng Xiaoping und Liu Shaochi, die in erbitterter Opposition zu Mao stand. Das Ergebnis war aber auch die faktische Auflösung der Kommunistischen Partei. Stattdessen gründeten sich die Roten Garden in der Jugend und dann die Revolutionskomitees in Fabriken und Stadtteilen, so wie auch bei Ailian Guan in Kanton.

Sozialistischer Alltag, feministischer Widerstand

Mit Enthusiasmus ging Ailian Guan die Probleme der Stadtbewohner_innen an: Kampagnen zur Fliegen- und Rattenbekämpfung, Spendensammlung für die Opfer eines Taifuns und zur Landverschickung von Jugendlichen organisieren, die Grundsteuer eintreiben, die Begründung des Stadtteils vorantreiben, einen von der Bevölkerung der Straße selbstorganisierten und selbstfinanzierten Kindergarten einrichten und das Studium von Mao Zedong in die Wege leiten.

Die Zitatesammlung von Mao, im Westen als „Kleines Rotes Buch“ bekannt, wurde in so hoher Auflage herausgegeben, dass die Druckereien damit völlig ausgelastet waren. Ailian Guan versuchte, die vollständigen Texte von Mao in den „Ausgewählten Werken“ zu bekommen, um ein ernsthaftes Studium zu ermöglichen. Sie konnte sie nicht finden. Das heißt, das gesamte „Studium“ beschränkte sich auf aktuelle Zeitungsartikel und Zitate. Und auch heute werden in Schulen und Universitäten in China nicht vollständige Texte, sondern nur Zusammenfassungen gelesen.

Eindringlicher und überzeugender als viele Journalist_innen und angebliche China-Expert_innen beschreibt sie die großen Umwälzungen in China. Dabei reflektiert sie besonders ihre Erfahrungen als Frau in dieser Zeit. 1956 tritt sie der Kommunistischen Partei Chinas bei. Sie schreibt, sie hätte es schon früher getan, aber sie dachte nicht, dass es auch Frauen gestattet sei. Sie war schon seit Jahren im Straßenausschuss aktiv. Eine Parteimitgliedschaft war keineswegs zwingende Voraussetzung für eine Funktion in den Selbstverwaltungsorganen. Eine der ersten Maßnahmen der neuen chinesischen Regierung nach der Ausrufung der Volksrepublik China war die Reform des Scheidungsrechts. Nun war es Frauen erlaubt, sich auch ohne Einwilligung des Ehemannes scheiden zu lassen. Zugleich wurde es den Männern vom Gesetz her ausdrücklich verboten, ihre Ehefrauen zu schlagen. Ailian Guan geht mit einer Gruppe des Straßenausschusses von Haus zu Haus, informiert die Familien über die Neuerungen – und erfährt die Proteste der Männer: Warum soll jetzt etwas verboten sein, was doch immer üblich war?

Auch in der Kulturrevolution, die 1966 begann, werden die Schwierigkeiten der Frauenemanzipation in China deutlich. Mao Zedong rief zu einer neuen, sozialen und kulturellen Revolution auf. Er forderte, in eigenhändig geschriebenen Wandzeitungen, Kritik an diesen Partei- und Staatsführern zu äußern. In Guans Straßenausschuss nehmen aber nur die Männer diese Möglichkeit wahr. Die meisten Frauen können weder lesen noch schreiben. Also organisiert Ailian Guan Alphabetisierungskurse.

Fliegenfänger in Heimarbeit

Geschichte wird lebendig. Mediens Schlagzeilen nehmen Gestalt an. So zeigt sich beispielsweise die Kampagne des „Großen Sprungs nach vorn“ Ende der Fünfziger Jahre in den Darstellungen Guans völlig anders als in den Statistiken zur Entwicklung der Produktivität und des Bruttosozialprodukts in diesen Jahren. Auf Initiative Maos sollten nicht nur die Großbetriebe die chinesische Wirtschaft in Gang setzen, sondern an der Basis sollten Initiativen entstehen, Kollektive, die ohne großes Know-how und ohne Maschinen, getrieben von Enthusiasmus und auf der Grundlage der eigenen Arbeitskraft ihren Anteil leisteten. Am Ende der über mehrere Jahre gehenden Kampagne zeigte sich, dass die Erfolge in der Industrie insgesamt gesehen minimal waren, in der Landwirtschaft sogar katastrophal.

Ailian Guan erläutert die Hintergründe für diese Kampagne. Sie äußert sich zur hohen Arbeitslosigkeit in den Metropolen in diesen Jahren. 30 bis 40 Prozent der Leute in Kanton leben von familiärer und staatlicher Unterstützung. Ohne Geld und von der Gesellschaft als Parasiten missachtet. Die Stadt Kanton (Guangzhou) hatte im Jahr 2000 eine Bevölkerung von rund sechs Millionen, im Einzugsbereich 12 Millionen, heute sind es geschätzt 24 Millionen– 1955 lebten Guangzhou aber nur 1,7 Millionen Menschen. Wie sollten damals so viele Menschen, die größtenteils vom Land gekommen waren, Arbeit finden?

„Der Große Sprung nach vorn“ ruft zur Eigeninitiative auf. Ailian Guan trommelt Arbeitslose zusammen, sie gehen zu den großen Fabriken. Sie sammeln Eisenabfälle, Nägel, Pfannen. Sie stellen in Heimarbeit Fliegenfänger her. Für Guan geht es nicht nur um den materiellen Wert ihrer Arbeit. Sie schreibt, wie die zuvor Arbeitslosen an Achtung und Selbstachtung gewinnen: Sie sind Teil der Gesellschaft geworden.

Maos Stimme im Radio

Ausführlich geht es um die Zeit der Kulturrevolution, von 1966 bis zum Tode Mao Zedongs 1976. Guan beschreibt ihre Erlebnisse sehr genau – es war eine unglaublich widersprüchliche, chaotische Epoche, voller guten Willens, revolutionärer Ziele und voller Unterwerfung, Opportunismus, Brutalität und Machtwillkür.

Die Kommunistische Partei hatte sich zurückgezogen. Sie war unsichtbar geworden. Die Roten Garden und die Revolutionskomitees haben nun scheinbar die Macht. Es gibt jedoch keine oberste Führung. Jede beliebige Gruppe kann sich „Rote Garde“ nennen. Von Anfang an finden sich in den „Roten Garden“ Anhänger_innen Maos und seiner Revolution, aber auch Gruppen seiner Gegner, die nur das „Kleine Rote Buch“ hochhalten, um nicht ihren Einfluss zu verlieren und auch kriminelle Banden. Handgeschriebene Wandzeitungen und Radiosendungen, durch öffentliche Lautsprecher übertragen, sind die hauptsächlichen Informationsquellen. Es ist leicht möglich, sich als einzige_n echte_n Vertreter_in der Mao-Zedong-Ideen zu präsentieren.

Guan übernimmt die schöpferische Arbeit der Kulturrevolution: Sie ruft einen selbstorganisierten und selbstfinanzierten Kindergarten ins Leben, sie eröffnet mit sogenannten „Barfußärzten“, die nur eine kurze sanitäre Ausbildung hatten, eine medizinische Station, versucht ausreichend Medikamente westlicher wie traditioneller chinesischer Medizin zu bekommen – und sie hat auch daran Teil, zu verhindern, dass sich zwei rivalisierende „Rote Garden“ beschießen. Sie geben nach Vermittlung und langen Verhandlungen ihre Waffen ab.

Ailian Guan ist ein außergewöhnliches Geschichtsbuch gelungen. Die Unmittelbarkeit ihrer Erfahrungen wird hervorragend ergänzt durch die Einführung zur chinesischen Zeitgeschichte von Anton Stengl. Lobend hervorzuheben ist auch die Gestaltung des Buch durch Fabio Blasio mit vielen Fotos aus der damaligen Zeit.

Ailian Guan 2018:

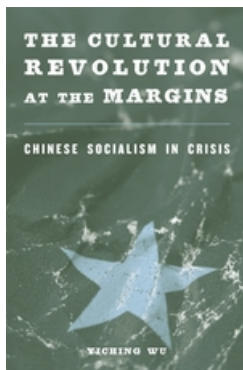
Die Jahresringe der Strasse. Tagebücher: vierzig Jahre in einem Straßenausschuss in Kanton. Zambon, Frankfurt.

ISBN: 978 38 89751 88 1.

488 Seiten. 25,00 Euro.

Zitathinweis: Victoria Knopp: China in der ersten Person. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1500>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Linke Dissidenz in der Kulturrevolution



Yiching Wu

The Cultural Revolution at the Margins
Chinese Socialism in Crisis

Über emanzipatorischen Ideen, die bei einem Blick hinter den Vorhang des Chinesischen Sozialismus bloßgelegt werden.

Rezensiert von [Robert Pfützner](#)

Die Chinesische Kulturrevolution war eine der größten und blutigsten politischen Kampagnen in der Geschichte der Volksrepublik China. Deren historische Bearbeitung steckt aber – gerade aus linker Perspektive – immer noch in den Kinderschuhen. Das verwundert wenig: Der Personenkult, die unsäglich, massenhafte Gewalt und die ungeheure Zahl an Todesopfern lässt sie nicht als emanzipatorisches Musterbeispiel erscheinen. Dass es aber im Rahmen der Kulturrevolution auch eine starke Kritik am sozialistischen Parteistaat und Versuche von egalitären und demokratischen Alternativen gab, gerät dabei aus dem Blick.

Wu Yiching, Professor an der Universität Toronto, legte 2014 mit „The Cultural Revolution at the Margins. Chinese Socialism in Crisis“ die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen vor, die gerade diese Aspekte in den Blick nehmen. Wu rückt nicht die von Mao und seinem Gefolge initiierten Prozesse oder deren ideologische Rechtfertigungen in den Vordergrund, sondern die Akte von und die Kämpfe um politische Selbstermächtigung von Arbeiter*innen, Studierenden und in der chinesischen Gesellschaft marginalisierten Personengruppen.

Eine verdrängte Geschichte

Methodisch überzeugt Wus Ansatz, eine Geschichte „von den Rändern her“ zu schreiben, um die „lange vernachlässigte Tradition volkstümlichen Protestes und oppositioneller Vorstellungen“ (S. 223) freizulegen. Er geht davon aus, dass die Geschichte der Unterdrückten und der Versuche ihrer Befreiung immer nur eine fragmentarische ist und oft in die Vergessenheit gedrängt wird. Diesem Vergessen will er mit drei Fallstudien zur Kulturrevolution in Peking, Shanghai und Hunan etwas entgegensetzen. Er analysiert, auf welchen Wegen „an den Rändern der Kulturrevolution Tendenzen entstehen konnten, die den nationalen Entwicklungen entgegenliefen“ (ebd.).

Wus Analyse macht auf eine Vielzahl von Themen aufmerksam, die von einer sozialistischen Kritik am Parteistaat, über die aktuell wieder in der deutschen Linken heiß diskutierte Frage von Klassen- und Identitätspolitik, über Arbeiter*innenselbstverwaltung und den Zusammenhang sozialistischer Politik und Ökonomie bis hin zur Rolle des Militärs in einer revolutionären Situation reichen.

So rekonstruiert er beispielsweise die Diskussionen um den Klassenbegriff und die Klassenanalyse in einer sozialistischen Gesellschaft. Diese kristallisierte sich an der obskuren Blut-Linien-Theorie, die sich Mitte der 1960er Jahre herausgebildet hatte. Diese besagt, dass die Kinder von KP-Kadern und Revolutionsveteran*innen per Abstammung selbst Revolutionär*innen wären. Slogans von „geborenen Rebellen“ oder Glaubenssätze wie: „Der revolutionäre Geist unserer Väter hat unsere Körper durchdrungen“ (S. 60f.) waren in den Roten Garden für eine Weile unumstritten und

sorgten dafür, dass sich Kaderkinder eine besondere – zum Teil ausschließliche – Legitimation zur Rebellion gegen „Klassenfeinde“ zuschrieben. Menschen, ohne „makellose“ proletarische und revolutionäre Herkunft wurden ausgeschlossen, verfolgt, gar getötet. Wus Analyse macht dabei sehr deutlich, wie die Roten Garden eine Privilegien sichernde Identitätspolitik als Klassenpolitik missbrauchten. Kritik daran entfaltete sich recht schnell. So stellt Wu mit Yu Luo ke einen jungen Arbeiter vor, der gegen diesen elitären Klassenrassismus anscrieb und für die Notwendigkeit politischer Rechte für alle in einer sozialistischen Gesellschaft eintrat. Yu Luo ke argumentierte mit einer klaren Klassenanalyse, nach der sich in China eine neue herrschende Klasse gebildet hätte und plädierte für eine demokratische Transformation des Staates. Er bediente sich dabei keineswegs einer liberalen Theorie, sondern kritisierte die Roten Garden aus einer maoistischen Perspektive. Dies ist eines der Beispiele, an denen Wu die unbeabsichtigten Folgen von Maos Aufruf zur Rebellion illustriert. Denn nicht nur Yu Luo ke, sondern auch zahlreiche weitere Menschen interpretierten den Aufruf zur Rebellion recht eigensinnig, so dass sie letztlich zu einer Bedrohung der kommunistischen Herrschaftsklasse wurden. Nicht zuletzt wird das in der Shanghaier Januarrevolution von 1967 deutlich, in der die Kritik am Parteiapparat durch eine Kritik an den Arbeitsbedingungen und der Stellung der Arbeiterklasse in China ergänzt und somit radikalisiert wurde.

Das bekämpfte Erbe der Kulturrevolution

Neben den von Wu beschriebenen Fallbeispielen liegt die besondere Qualität des Buches in seinem Versuch, diese historischen Analysen auf die aktuellen Entwicklungen in China seit den Reformen Deng Xiaopings und das Handeln der politischen Klasse zu beziehen. Er sieht diese im Großen und Ganzen als Maßnahmen zur Sicherung der Parteiherrschaft und Ausschaltung möglicher „ultralinker“ Kritiker*innen. Dabei diskutiert er entsprechende Themen wie den Zusammenhang von Staat und Kapital in einer (post)sozialistischen Gesellschaft, die Möglichkeiten und Grenzen kollektiver Selbstermächtigungsprozesse und die Herausforderungen einer sozialistischen und demokratischen Gesellschaftstransformation.

Besonders spannend ist „The Cultural Revolution at the Margins“ dort, wo Wu auf dissidente Verfasser*innen von Texten und Pamphleten eingeht. So analysiert er die Klassenanalysen von Yu Luo ke, Chen Erjin oder Li Wenbo, der China als „kapitalistischen Staat ohne bürgerliche Klasse“ (S. 192) beschrieb. Aber auch die zahlreichen Selbstzeugnisse von Arbeiter*innen, die immer wieder in den Text eingeflochten werden, machen das Buch lesenswert.

„The Cultural Revolution at the Margins“ demonstriert hervorragend, dass es möglich und nötig ist, die Chinesische Kulturrevolution nicht nur als ein brutales und mörderisches Kapitel kommunistischer Geschichte zu lesen. Wus Analyse der Ausdrucksweisen radikaler Demokratisierungsforderungen macht deutlich, wie wichtig eine kombinierte Klassenanalyse und Staatskritik an (post)sozialistischen Systemen ist, wenn man die Möglichkeiten nichtkapitalistischer Gesellschaftsalternativen diskutieren will.

Kritisch anzumerken ist, dass der Einstieg ins Buch ohne erste Kenntnisse zur Chinesischen Kulturrevolution schwer fällt. In diesem Sinne ist das Buch für Leser*innen, die sich vertiefend mit der ökonomischen, politischen und kulturellen Entwicklung Chinas beschäftigen wollen eine faktenreiche Quelle. Zur Einführung ins Thema jedoch ist es nur mäßig geeignet. Als ein Buch über die verlorenen und noch immer nötigen Kämpfe für eine bessere Gesellschaft aber bietet es einen reichen Fundus an Erfahrungen, Thesen und vor allem Fragen zum Weiterdenken.

Yiching Wu 2014:

The Cultural Revolution at the Margins. Chinese Socialism in Crisis.

Harvard University Press, London.

ISBN: 9780674728790.

368 Seiten. 50,00 Euro.

Zitathinweis: Robert Pfützner: Linke Dissidenz in der Kulturrevolution. Erschienen in: China. 49/2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1499>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Geschwenkt, aber auch gelesen?



Anke Jaspers, Claudia Michalski, Morten Paul (Hrsg.)
Ein kleines rotes Buch
Über die Mao-Bibel und die Bücher-Revolution der Sechzigerjahre

Kompakt, rot, schmutzresistent: Wie die Mao-Bibel zum revolutionären Accessoire wurde.

Rezensiert von [Thore Freitag](#)

Wer kennt sie nicht? Die in einen roten Vinylumschlag gehüllte Textsammlung „Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung“ hat ihren Kultstatus rund 50 Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung zwar längst eingebüßt, doch ist sie vielen noch als *das* Symbol eines gedeihenden Maoismus im Gedächtnis. Die Mao-Bibel versorgte den_ die Leser_in mit an chinesische Sinnsprüche angelehnten Zitaten aus den Schriften Maos: „Der Kommunismus ist nicht Liebe, sondern der Hammer, mit dem wir Feinde zerschlagen“ oder „Willst du den Geschmack einer Birne kennenlernen, musst du sie verändern, das heißt sie in deinem Mund zerkauen.“ Die Zitatsammlung wurde zuerst lediglich als Schulungsbuch für die Armee gedruckt, daher stammen auch das markante Westentaschenformat und der schmutzabweisende knallrote Umschlag. Auch in der Bevölkerung weckte die Mao-Bibel reges Interesse und eine Auflage von ein paar Hundert Millionen war – entgegen der Erwartung der Parteikader - schnell erreicht. Das Buch wurde zum zentralen Symbol der Kulturrevolution, wenn es auch keinen wirklichen Zugang zu den Gedanken Mao Tse-tungs zu bieten hatte.

Vom marxistischen Klassiker zur revolutionären Litanei

In dem kürzlich im Verlag Matthes & Seitz erschienenen Band „Ein kleines rotes Buch – Über die Mao-Bibel und die Bücher-Revolution der Sechzigerjahre“ nähern sich die Autor_innen mit neun Beiträgen den Lese- und Gebrauchspraktiken der Mao-Bibel. Einleitend zeigen die Herausgeber_innen über die Darstellung der Editions-geschichte der deutschen Mao-Bibel unter anderem, wie sich die Form des roten Buchs auf seinen Inhalt auswirkte. Starke Textverknappung und Entkontextualisierung beförderten eine Verfremdung sowie ein selektives Lesen der Texte. So entstanden für die Leser_innen große Spielräume in der Lektüre, die zu teils widersprüchlichen Interpretationen (aber auch zu einer diffusen Einigkeit) führten. Der oft beschworene Satz „Alle Macht kommt aus den Gewehrläufen“ etwa wurde so nie von Mao niedergeschrieben.

Insgesamt spannen sich die „Gedanken Mao Tse-tungs“ von politischer Analyse hin zu Moralsprüchen und einer Litanei der Volksbefreiung. Die Politabteilung der Kommunistischen Partei China arbeitete am Aufbau eines Mao-Kults und der Indoktrination der Volksmassen. Auch bei Parteimitgliedern habe sich, schreiben die Herausgeber_innen, mit der Zeit ein instrumentelles Verhältnis zu den Worten Maos entwickelt, in diesem Fall jedoch, um eigene Machtansprüche zu legitimieren. Schon unmittelbar nach Veröffentlichung der Worte Maos sei das Buch von einem stark variierenden Gebrauch gekennzeichnet gewesen. Das alles geschah sicherlich auch zum Leidwesen des Theoriegebäude Maos. Während in den „gelben Bänden“, den „Ausgewählten Werken“, seine vollständigen Abhandlungen und Reden nachzulesen sind, diente das kleine rote Buch Mao vor allem dem Einfordern von Loyalität bei den Volksmassen. Allzu viel war in ihm nicht mehr über die über die Länder der dritten Welt als Keimzellen der kommunistischen

Revolution zu lernen.

Von der Volksarmee lernen...

Ein herausstechender Beitrag des Bands stammt von Daniel Leese, der die Geschichte der Mao-Bibel im kommunistischen China nachzeichnet. Er stellt über die Editions-geschichte des roten Buchs spannende Verknüpfungen zu politischen Entwicklungen im Kommunismus unter Mao her. Ein Beispiel ist die von vielen Parteimitgliedern beklagte Vulgarisierung der Worte Maos. Durch die Popularisierung und massenhafte Verbreitung der Mao-Bibel erfahre die kommunistische Theorie Maos samt ihrem beanspruchten Wahrheitsgehalt eine starke Herabsetzung, da ein inflationäres Zitieren der Leitsprüche Maos Ideen falsch widerspiegeln. Innerhalb der Kommunistischen Partei Chinas war das für viele Anhänger_innen Maos Grund genug, eine Gefährdung des kommunistischen Projekts zu beklagen. Ein Streit um die beste Edition entbrannte im Parteiapparat. Wie viel an täglicher Mao-Lektüre konnte man der Bevölkerung auferlegen? Und wie weit diente der von Lin Biao, Urheber des Buchprojekts und Autor des Vorwortes, initiierte Mao-Kult noch den Zielen der Partei? Es wurde sich schließlich nur für die Überarbeitung der Ursprungs-Armeeausgabe entschieden: der „große Marxist-Leninist unserer Zeit“ war nun der „größte Marxist-Leninist unserer Zeit“.

Schmuck und Gebrauchsgegenstand

Dem Herausgeber_innentrio gelingt mit ihrem Band nicht nur eine lesenswerte Kulturgeschichte der „Worte des Vorsitzenden“, sondern auch eine vielfältige Darstellung unterschiedlicher Gebräuche und Bezüge zum roten Buch. Mit zwei Beiträgen zum Berliner Regisseur Harun Farocki und seinem Kurzfilm „Die Worte des Vorsitzenden“ erhält auch die filmische Annäherung an den Mao-Kult einen Raum im Band. In einem anderen gut informierten Beitrag beleuchtet Benedikt Sepp die kulturelle Bedeutung des Buchs in der westdeutschen Student_innenbewegung: Als Objekt wies, so der Autor, die Mao-Bibel eine politische Zugehörigkeit aus. Man vergewisserte sich durch Schwenken des Buches auf Demonstrationen seines rebellischen und zugleich intellektuellen Daseins. Wenn der Inhalt nicht geteilt wurde, so erklärt zweifelsohne auch der „radical chic“ der Mao-Bibel ihr Mitführen.

Eine weitere Stärke der Anthologie ist, dass nicht vor abweichenden Textformen und somit alternativen Zugängen zum Thema zurückgeschreckt wird. Das lockert das Buch auf und sorgt nicht zuletzt auch für etwas Komik in der Lektüre. Allein ein Beitrag zu konkreten Lesepraktiken und der Rezeption in der chinesischen Bevölkerung fehlt und hätte den Band gut ergänzt. Man kennt die Fotografien mit Jugendlichen oder Rotgardist_innen, die die „Worte des Vorsitzenden“ konzentriert studieren, doch erfahren wir nur wenig über die unterschiedlichen Lektüren der Gedanken Mao Tse-tungs.

Die unterschiedlichen Gebräuche für das damals omnipräsente Buch zeigen auf, wie das rote Bändchen zwischen Politik und kultureller Identität pendelte. Als umkämpftes Symbol der Theorie Maos wurde es verehrt, aufgezwungen, geworfen und schließlich eingestampft. Fünf Jahre nach dem Tod des Vorsitzenden war China entmaoisiert und das kleine rote Buch so gut wie verschwunden.

Anke Jaspers, Claudia Michalski, Morten Paul (Hrsg.) 2018:

Ein kleines rotes Buch. Über die Mao-Bibel und die Bücher-Revolution der Sechzigerjahre.

Matthes & Seitz.

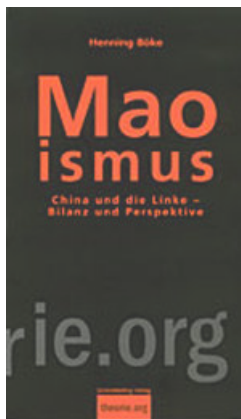
ISBN: 978-3-95757-470-1.

233 Seiten. 28,00 Euro.

Zitathinweis: Thore Freitag: Geschwenkt, aber auch gelesen? Erschienen in: China. 49/ 2018.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1503>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Maoismus



Henning Böke

Maoismus

China und die Linke - Bilanz und Perspektive

Henning Böke umreißt ohne Verklärung und ohne Nachsicht die Jahre des Maoismus in China und in der übrigen Welt. Aus allen Wendungen und Drehungen arbeitet er das Unverlierbare heraus.

Rezensiert von [Fritz Güde](#)

Mao Zedong - eine Sonne, die vielen in Europa und speziell in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren aufgegangen war - und spätestens nach den Schüssen der Roten Armee auf die Demonstranten auf dem Tienamen-Platz im Sommer 1989 wieder unterging. Seither durchwandert der Große Vorsitzende alle möglichen Biographien westlicher Politikerinnen und Politiker - als Gespenst früher Jugend. Überwundenes Gespenst. Gegenstand nachsichtiger Erinnerung. Weiterer Gedanken nicht mehr wert.

Flankiert wird dieses zum Habitus gehörende Vergessen von einigen wütenden Büchern, die den angeblich immer noch herrschenden Mythos Mao zerstören sollen. Da erfährt man allerlei über Maos ungeputzte Zähne, gar nichts hingegen von den Gedanken, Absichten und Handlungen dieses Mannes. Das solche Kanonen gegen ihn immer noch aufgefahren werden, zeigt, dass der chinesische Kommunist mit anderen Gespenstern eines gemeinsam hat: Man weiß nicht, wo und wann sie wiederkommen und bereitet den Exorzismus vor, den angsterzeugten Abwehrzauber.

Henning Böke hat mit solchen Praktiken nichts zu tun. Er unternimmt in seinem im Sommer 2007 erschienen Buch den Versuch einer Rekonstruktion des Gesamtzusammenhangs, in dem die Theorien Maos innerhalb der marxistischen Tradition funktionieren. Er fragt weiter nach den politischen Umständen, die die von außen oft verblüffend wirkenden Wechsel und Drehungen der Politik der Maoisten in China erklären. Darüber hinaus nach den Gründen der raschen Verleugnung des Parteiführers nach seinem Tod 1976 - bei gleichzeitiger Monumentalisierung seines Andenkens. Und was ist trotzdem übrig geblieben - auch bei den linken Bewegungen im Westen, fragt Boeke schließlich.

Klar ist, dass Mao Zedong sich bei seinen revolutionären Bemühungen 1949 vor dem selben Problem fand wie dreißig Jahre vorher Lenin: wie kann die proletarische Revolution durchgeführt werden in einem Land, in welchem landbesitzende und landlose Bauern die Mehrheit bilden, die Proletarier aber, auf die Marx setzte, bei wohlwollendster Zählung zehn Prozent ausmachen?

In der ersten Zeit der Revolution in den zwanziger Jahren stand die ganze chinesische KP, deren Vorsitzender Mao damals noch nicht war, unter der Fuchtel Stalins und der von diesem dominierten Komintern. Diese begünstigte die bürgerlich-national-evolutionäre Bewegung der Kuomintang; und versuchte, die Kommunisten durch Dick und Dünn in eine Koalition zu zwingen, selbst noch, als sich deutlich zeigte, dass in den Städten die Partei Tschiang Kai Scheks die Kommunisten vernichtend angriff, wo es möglich war. Hätte sich diese Linie durchgesetzt, die Revolution hätte leicht mit der Machtergreifung eines bürgerlichen Diktators enden können wie im

spanischen Bürgerkrieg, wo Stalin eine ganz ähnliche Politik diktierte.

Der andere Weg Chinas begann damit, dass Mao Zedong in Bauerngebiete auswich, und dort eigene befreite Gebiete gestützt weitgehend auf Bauern ausrief. Der legendäre *lange Marsch* folgt noch einmal der selben Taktik, mit ungeheuren Opfern. In dieser Zeit entstanden die ersten grundlegenden Schriften *Über die Praxis* und *Über den Widerspruch*. Ein besonderer Vorzug Bökes besteht darin, dass er diese nicht einfach als zeitlose Klassiker behandelt, sondern in die taktischen und strategischen Bewegungen der jeweiligen Politik einbezieht.

Über die Praxis sollte später in der deutschen marxistischen Tradition die größte Wirkung bekommen. Lukacs hatte in *Geschichte und Klassenbewusstsein* mühsam, hochtheoretisch und wahr entwickelt, dass ab Kant in der deutschen Philosophie Erkennen und Handeln einander hilflos und unversöhnt gegenüberstanden. Was Kant in der *Kritik der Reinen Vernunft* als Prinzip herausgearbeitet hatte, nahm er in der *Kritik der praktischen Vernunft* zurück. Maos Satz in all seiner Schlichtheit "Willst Du den Geschmack einer Birne kennenlernen, musst Du sie verändern, das heißt, in deinem Mund zerkaugen" (S. 32), schien das Problem aufs einfachste zu lösen. So unmittelbar, so klar. Es klang nach Johann Peter Hebel und seinen bäuerlichen Merke-Sätzen und überholte doch ein Jahrhundert bürgerlichen Grübelns. Freilich kamen sofort einige Kritiker geschlichen und forderten auf, doch mal in den "Mehrwert" zu beißen oder in die "Kapital-Akkumulation". Da hieß es gleich wieder die Aussage weiterentwickeln.

Henning Böke weist der Schrift *Über den Widerspruch* noch größere Bedeutung zu. Mao erkennt nicht die Lehre von den ein für allemal dominierenden kämpfenden Gegensätzen zwischen "Produktionsverhältnissen und Produktivkräften" an - auch nicht die von "Bourgeoisie" und "Proletariat". Gerade damit gewinnt er Freiheit zur Untersuchung der eigentümlichen Beziehungen zwischen Schichten und Klassen innerhalb der damaligen Bauerngesellschaft unter dem Druck des japanischen Imperialismus und einer von diesem abhängigen sogenannten "Kompradoren-Bourgeoisie" (Schmarotzende Anhängsel der Interessen der Besatzer).

Wichtig bei Mao für die weitere sozialistische Bewegung: Strenges Weitergehen bis hin zu solchen Widersprüchen, die nicht unmittelbar aus der Produktion entspringen. Schon dass die Arbeit nach dem Ende des Fordismus die Fabrikhallen weitgehend verlassen hat (und das begann sich ab 1973 abzuzeichnen - und galt in China schon vorher), zeigt, dass andere Gegensätze zeitweise dominieren und sogar die Gestalt eines antagonistischen Widerspruchs annehmen können, das heißt eines innerhalb des gegebenen Systems unversöhnlichen und nur durch dessen Sprengung zu lösenden.

Die Unterscheidung von Haupt- und Nebenwidersprüchen hat im Westen viele protestieren lassen. So war in ML-Gruppen der BRD zeitweise davon die Rede, dass der Geschlechtergegensatz nur ein Nebenwiderspruch sei, zum schärfsten Missvergnügen der Frauenbewegung. Dass nach Mao die Widersprüche die Rolle tauschen können, der ehemalige Neben-Widerspruch zum Hauptwiderspruch werden, wurde dabei gern übersehen. Auch dass in China die KP sich stark für die Befreiung und Einbeziehung der Frauen gemacht hatte, von Anfang an, wurde kaum zur Kenntnis genommen.

Mittels seiner Lehre von den wechselnden Widersprüchen gelingt es Mao, einer von außen teilweise sprunghaft wirkenden Politik trotzdem das stete Bewusstsein inneren Zusammenhalts zu verschaffen. Über alle Wandlungen hinweg. Böke zeigt solche Sprünge und Wechsel in der Politik des *Großen Sprungs* selbst, in der Kampagne *Lasst hundert Blumen blühen*, und besonders auffällig in der heute oft als Verbrechen hingestellten *Großen Kulturrevolution*.

Es würde zu weit führen, die ganze chinesische Revolutionsgeschichte nachzuerzählen, die Böke in seinem schmalen Buch noch einmal durchsichtig macht, selbst für solche, die sie seinerzeit in gepeinigter Aufmerksamkeit verfolgten. Böke zeigt, dass insgesamt und immer neu für Mao und

die Gruppe um ihn die Sorge im Vordergrund stand, auf dem sowjetrussischen Weg die endgültige Befreiung der Menschen zu verfehlen. Und der Wille, einen solchen Torkelpfad den Abhang hinab nach Kräften zu vermeiden.

Der für heutige Leser fast scholastisch klingende Streit, was zuerst da sein müsse und deshalb vordringlich zu fördern sei - andere Produktionsverhältnisse oder erweiterte Produktivkräfte - wurde von den "Maoisten" nicht als einer um Huhn oder Ei abgetan. Eindeutig wurde geantwortet: Die Produktionsverhältnisse stehen an erster Stelle, und damit die Massen ergreifende, von ihnen weitergetragene Politik. Der "Tonnenideologie" (der Ausdruck kam wohl damals auf) und dem "Gulaschkommunismus" des Ostblocks erteilte Mao Zedong noch in seinem letzten veröffentlichten Gedicht eine erbitterte Absage.

Damit musste das Bewusstsein der Massen - antiquierter dennoch wahrer Ausdruck - in den Vordergrund treten. Das von außen gesehen Verblüffende: es kam zu Kampagnen, in denen millionenweise etwa "Bürgerkrieg in Frankreich" gelesen wurde, um sich mit dem Konzept der Kommune 1871 vertraut zu machen. Alle Prediger der langsamen, aber friedlichen Umwandlung der Welt durch Aufklärung im Sinne eines Habermas im Westen haben genau das nie erreicht - massenhafte Bewegungen zum Lernen, zum Anwenden, zum Selberdenken. Praxisbezogene Theorie. Gerade das - und dass es das gab, ist unbestreitbar - traf uns vergräunte Schulmeisterinnen und Schulmeister ins Herz, uns mit unseren Ermunterungen zur Selbsttätigkeit, die unter den gegebenen Verhältnissen immer neu an felsigen Ohren strandeten. Der Lehrer sagte: Denk selber - das Pult, das Klassenzimmer, das Schulgebäude, die zu erwartende Behandlung der Sache in der Klassenarbeit, das Abitur. Alle schrieten jedes Mal im Chor ihr: Nein!

Gewiss haben vor allem die "Vier" (Viererbande mit dem Ausspuckwort, auch wenn der Ausdruck vom Vorsitzenden selbst stammen sollte) in der Richtung des Schulmeisterlichen übertrieben: etwa im Wettern gegen Beethoven. Nicht so im Angriff gegen Kung Futse (Konfuzius), den Ideologen der großen Ordnung und der klaglosen Einfügung in diese. Böke zeigt am Anfang, wie konfuzianische Unterwerfung unter Autorität die befreiten Bauern so in den Krallen hielt, dass sie - als von der Revolutionsregierung die Pachtzinsen gesenkt wurden -, heimlich den Grundherren den ihnen ja "zu Recht" zustehenden Restanteil zahlten.

Schlimmer noch: in der Haltung des Konfuzianismus verwandelten sich auch die Lehren von Marx und Mao sofort wieder zu ewigen Lehrsätzen. Zum Auswendiglernen und Nachbeten. Also Metaphysik ohne Kritik. Ungefähr das Schlimmste, was sich westliche Schulangestellte ausdenken konnten, vor allem nach Berührung mit Schulaufsehern aus der DDR: ein Oberschulamit mit hergebrachter Unterdrückungsabsicht, aber kraft flüchtiger Berührung marxistischer Lehren mit links anerkannten niederschmetterndsten Argumenten.

Die furchtbaren Kämpfe in der Kulturrevolution, mit all den öffentlichen Erniedrigungen, die keiner von uns hätte mitmachen wollen, hatten doch nie zu solchen Prozessen wie in der Stalinzeit geführt. Wo etwa ein Bucharin nicht wegen seiner ehemaligen Politik der Bevorzugung der Leichtindustrie angegriffen, sondern wegen geheimnisvoller und unmöglicher Verschwörung mit Trotzki verurteilt wurde. Zur bessern Fasslichkeit für das zu erziehende Publikum der Sowjet-Bürokratie. Bis zum Sturz der "Vier" ist es meiner Erinnerung nach nie soweit gekommen, dass das Proletariat und die Bauern angelogen wurden, um dadurch zu ihrer Diktatur fähig zu werden.

Kaum war Mao tot, wurde sofort zu diesem Mittel gegriffen, vor allem mit offenen Erfindungen gegen die Frau Maos und alle Protagonistin der Kulturrevolution. Wie: seine Frau hätte den todkranken Mao zu oft im Bett herumgedreht. Und, um dem bäuerlichen Puritanismus entgegenzukommen: sie hätte unsittliche Verhältnisse gehabt und geschlitzte Kleider getragen. Dass sie wirklich innerlich zerrissen war, und sich an Garbo-Filmen ersättigte, für die nach ihr die "Massen" noch nicht reif waren, ist kein Verbrechen, sondern individuelle "Neurose", wie Böke es nennt. Auf keinen Fall ein Argument gegen eine ganze politische Linie.

Böke verwendet für das, was nach der Rückkehr Teng Hsiao Pings geschah, nicht den Ausdruck Konterrevolution. Mit berechtigten Gründen: Es konnte nicht alles zurückgenommen werden, was die Revolution gebracht hatte. Auch verbietet sich Böke den Begriff des Verrats. Der wiederaufgestandene Machthaber Deng Hsiao Ping hatte nie etwas anderes versprochen, als was er dann tat, also auch keine Versprechen verraten und gebrochen. Allerdings, die Vorgänge am Tienamen-Platz 1989, als die Rote Armee gegen Demonstranten vorging, zeigen deutlich: Die Rolle der Roten Armee muss sich unter dem neuen Regenten um Ganz geändert haben. Bis dahin stand sie im unerschütterten Ruf, Unterstützerin der Massen zu sein. Es soll vorher mehrere vergebliche Versuche gegeben zu haben, die Armee einzusetzen! Wieviel Lügen wurden aufgewandt, um am Ende doch ein solches Gemetzel herbeizuführen? (Böke betont, dass es sich 1989 nicht um eine reine Studentenbewegung handelte. Es waren sicher viele Arbeiter beteiligt. Entscheidend auch nicht, dass die verschwommenen Ziele der Gruppe um die Freiheitsstatue Amerikas vermutlich eingeflüstert worden waren von den späteren Initiatoren der samtenen, rosafarbenen, safranigen oder orangenen Revolution. Mao hätte vermutlich geurteilt, dass man die Widersprüche im Volk nicht hätte so weit sich entwickeln lassen dürfen, dass Teng Hsiao Pings und seines gleichen den Anschein eines Kampfes "zwischen uns und dem Feind" am Ende herstellen konnten.)

Äußerlich gesehen - nach dem Triumphzug des "Machthabers auf dem kapitalistischen Weg" - wirkt das Fazit niederschmetternd: Es gibt anscheinend keinen anderen Ausgang als den hin zum Kapitalismus in all seinen brutalen Erscheinungsformen. Alles Aufbäumen dagegen führt nur zu schmerzhaften Umwegen, nicht auf anderes Gelände. Böke weist darauf hin, dass die Kapitalisten, wenn sie unter sich sind, genau das wiederholen: Der Weg hin zum Kapitalismus, wie ihn Max Weber beschrieben hat, ist ohne Alternative. Ob die Kapitalisten, die das so hinstellen, das Totalitäre dieses Wegs erkennen oder nicht - es hat tatsächlich bis jetzt auf lange Sicht nur den Triumph der Unterdrücker gegeben, den der Unterdrückten immer nur für kurze Zeit. In China immerhin von 1949 bis 1976.

Ist das das letzte Wort? Dann wäre es das auch für solche, für uns, die dem Vorsitzenden einmal auf seinem Weg hatten folgen wollen! Alles nur Irrtum, ja Irrsinn, vergeudete Zeit und Anlass zu fruchtloser Reue - nein: Trauerarbeit, wie ehemalige KBWler, etwa Altmeyer, das zu nennen belieben? Solchen Anhängerinnen und Anhängern in der BRD widmet Böke nur einige Seiten. Mehr Begeisterung entwickelt er für die ML-Bewegung in Frankreich - in ihren verschiedenen Ausprägungen.

Geblichen sind immerhin einige Erkenntnisse, für uns die Geschlagenen und für ein nächstes Mal. Böke bezieht sich dabei vor allem auf die Arbeiten von Althusser in dessen letzter Schaffensperiode. Althusser greift genau die Lehre Maos von den wechselnden Widersprüchen auf, die ihre Stelle wechseln können. Damit verwirft Althusser vor allem das faule und lähmende Bewusstsein der zweiten und der dritten Internationale: Wissenschaftliche Begründung des Marxismus bedeute, man habe den Sieg in der Tasche. Marx habe den Ausgang der Geschichte aufgrund des sich zuspitzenden Hauptwiderspruchs zwischen Bourgeoisie und Proletariat vorhergesagt. Ob schnell, ob langsam: wir wissen, was kommt. Und brauchen deshalb auch gar keine großen Anstrengungen dafür, dass es geschieht.

Absichtlich unterschlägt Althusser das Element des Schein-Zukunft-Wissens, das sich selbst bei Mao noch findet. Er arbeitet bei ihm im Gegensatz dazu heraus das Element des bewussten Wollens, des - auch subjektiven - Aufbümens gegen Verhältnisse, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein verächtliches Wesen ist. Revolution ist ab jetzt nur als Arbeit von Holzfällern vorstellbar, im Unterholz, ohne Wegekarte.

Von da aus weiterschreitend müsste nach den Erfahrungen mit dem Niedergang der Sowjetunion und den neuerlichen in China mit dem Absinken zu kapitalistischer Pressung und finanziellen individuellen Anreizen die Erkenntnis hinter die Ohren geschrieben werden "auf ewig", dass die

bloß quantitative Steigerung und Intensivierung der Produktion von allein keine Sprengwirkung unter den Produzenten erreicht. Ob nach Planziffer berechnet oder als Profitekoeffizient: Gerade die Ausrichtung dorthin fördert auf die Dauer nichts als Automatisierung nicht nur der Produktion, sondern auch des nachtrottenden Produktionsarbeiters.

Letzte Schlussfolgerung: Es müssen bei jeder künftigen politischen Bewegung sämtliche Widersprüche, die bisher schon im Kampf auftauchten, auch in die Theorie aufgenommen werden. Um nur beim KBW zu bleiben: So intensiv der Einsatz dieser Gruppe war schon in Wyhl, bei Startbahn West, um Grohnde und Brokdorf, beim Straßenbahnkampf, in der Auflehnung gegen Unterdrückungen aller Art - wir hatten bei alledem immer das traurige Gefühl, nicht bei den "eigentlichen" "Klassenkämpfen" mitzumischen - denen in der Fabrik. Dass zum Beispiel viele der außerfabriklichen Kämpfe auch solche um Naturressourcen und damit um die Reproduktion der Arbeitskraft im weitesten Sinn gewesen waren, wir gestanden es uns damals nicht ein und sanken allmählich zusammen. Wir hatten an entscheidenden Auseinandersetzungen teilgenommen und es nicht gemerkt.

Notwendige weitere Lehre: Es muss gekämpft werden können ohne Prophet und Prophezeiung. Beim KBW war die subjektive Anstrengung, so nötig sie war, so überwältigend, dass sie nur ertragen werden konnte im Licht der Voraussage: In soundsoviel Jahren, zuletzt wohl zehn, hat die Revolution gesiegt. Ohne solche Garantiezettel, gleichsam ins Offene sich einsetzen, auch auf Terrains, die zunächst als Teilgebiete erscheinen: das wäre eine weitere wichtige Konsequenz aus der Niederlage auch der chinesischen Revolution.

Und schließlich hieße es wohl, eine Weisung Walter Benjamins der religiösen Hülle entkleiden. Wenn er sagt, man müsse um der geschändeten Vorfahren willen sich erheben, nicht für das Glück der imaginären Enkel, müsste das übersetzt werden: Es muss im Bewusstsein der Niederlagen der Kampf angetreten werden, im schärfsten Blick auf die Entstellungen, die bisherige Revolutionäre sich antaten, um ein Jahr oder fünf Jahre oder gar zehn weitermachen zu können. Gerade nicht im fahlen Schein der guten Vorsätze, wir würden im Neujahrschnee anders an die Sache herangehen. Nein, in der Gewissheit, dass unsere Züge nicht weniger entstellt, unsere Hände nicht weniger schmutzig sein werden als die jener, die uns vorangegangen. Aber mit dem kleinen Unterschied, dass wir aufeinander achten wollen, aufpassen, wann es mit uns so weit ist, dann die Narben und Wunden nicht verstecken und zudecken, sondern offen ins Licht halten. Licht der Diskussion, der Überlegung, unter Umständen sogar in der Konsequenz der Notwendigkeit des Rückzugs, ja des Aufhörens.

Soviel und keineswegs umfassend zu Bökes Buch über eine Zeit, die dann die fruchtbarste für künftiges Vorgehen sein wird, wenn sie - wie hier - dem Vergessen und der hochnäsigen Verachtung entrissen wird. So wie sie uns jetzt schon in Zeiten der kämpferischen Hoffnung zurückgeleitete, ohne Verklärung, aber im harten und genauesten Novemberlicht.

**

Die Rezension erschien zuerst im November 2007 auf stattweb.de (Update: kritisch-lesen.de, sfr, 3/2011)

Henning Böke 2007:
Maoismus. China und die Linke - Bilanz und Perspektive.
Schmetterling Verlag, Stuttgart.
ISBN: 978-3-89657-596-8.
214 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Fritz Güde: Maoismus. Erschienen in: Entwicklungen feministischer Politiken. 7/2011, China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/794>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Wer Wind sät, wird Sturm ernten



Kerem Schamberger / Michael Meyen

Die Kurden

Ein Volk zwischen Unterdrückung und Rebellion

Wie Staatsmythos und Widerstand zusammenhängen, oder: Warum es ohne Befriedung der „Kurdenfrage“ keinen Frieden im Nahen und Mittleren Osten geben kann.

Rezensiert von [Michael Kienastl](#)

Rojava – ein Wort, das bei einem Großteil linker Aktivist_innen nach wie vor für den Hoffnungsschimmer des 21. Jahrhunderts schlechthin steht. Basisdemokratie, Frauenbefreiung, Kollektivwirtschaft und ökologische Revolution – fast zu schön, um wahr zu sein, inmitten eines der tödlichsten Kriege seit 1945. So wie sich die 68er mit dem Widerstand in Vietnam gegen den US-Imperialismus in Massen solidarisiert haben, so gehen 50 Jahre später die Menschen zum Beispiel gegen den türkischen Angriffskrieg auf Afrin auf die Straße. 20.000 waren es Ende Januar in Köln, ähnlich viele Ende 2014 in ganz Deutschland, als bundesweit gegen den Angriff des sogenannten Islamischen Staates auf Kobanê protestiert wurde.

Von den Massenmedien wurden und werden diese Demonstrationen oft schlicht als „Kurden-Demos“ bezeichnet, obwohl sie auch von den unterschiedlichsten deutschen linken Organisationen wie der Partei DIE LINKE, verschiedenen Antifa-Gruppen oder der Deutschen Kommunistischen Partei unterstützt werden. Internationalist_innen aus den verschiedensten Ländern zogen an der Seite der kurdischen Volks- und Frauenverteidigungseinheiten YPG/YPJ in den Kampf gegen den IS – nicht wenige ließen dabei ihr Leben. Und auch die wohl einzige tatsächliche Alternative zum autoritären Präsidialsystem Recep Tayyip Erdogans, in Gestalt der Halklarin Demokratik Partisi (Demokratische Partei der Völker, HDP), stößt hierzulande auf großes Interesse. Ebenso die Ideen und das Konzept des Demokratischen Föderalismus von Abdullah Öcalan, dem intellektuellen Führer, dem sich der Großteil der kurdischen Bewegung zugehörig fühlt. Die „kurdische Frage“ hat eindeutig große Relevanz für die deutsche Linke.

Literatur, die sich mit den Kurd_innen beschäftigt, gibt es zuhauf. Standardwerke beschreiben Geschichte, Kultur und Politik dieses „größten Volks ohne eigenen Staat“, das sich auf die heutigen Staaten Türkei (Bakûr/Nordkurdistan), Irak (Başhûr/Südkurdistan), Iran (Rojhilat/Ostkurdistan) und Syrien (Rojava/Westkurdistan) verteilt. Doch statt den Alltag der Menschen zu porträtieren, wird der Schwerpunkt meist auf politische Entscheidungen und allgemeine Entwicklungen gelegt. Auch gehen diese Werke kaum bis gar nicht auf die Ideen Abdullah Öcalans und deren Umsetzung in Bakûr und Rojava ein, die einen Demokratischen Konföderalismus, also das genaue Gegenteil eines straff zentralistisch organisierten Staates wie die Türkei fordern. Der Demokratische Konföderalismus basiert auf kommunaler und antistaatlicher Selbstverwaltung und Partizipation – zentrale Pfeiler sind Ökologie und Feminismus.

Eine Erzählung direkt von der Front

Umso erfrischender und innovativer ist das Buch „Die Kurden. Ein Volk zwischen Unterdrückung und Rebellion“ von Kerem Schamberger und Michael Meyen. Was dieses Buch erkennbar nicht

sein will: eine wissenschaftliche Abhandlung – trotz der vielen Fußnoten, die auf weiterführende Literatur verweisen. Es liest sich eher wie eine groß angelegte Reportage. Eine Reportage, die die Sympathie mit der kurdischen Bewegung nicht verheimlicht, ja nicht verheimlichen will. Eine Reportage auch, die keine allgemeine Geschichte anbieten will, sondern explizit die Wechselwirkung zwischen staatlicher Unterdrückung und kurdischem Widerstand darstellt. Schamberger, deutsch-türkischer linker Aktivist, ist bekannt für seine langjährige Solidaritätsarbeit und Berichterstattung zur Repression des türkischen Staates und dessen Zusammenarbeit mit der Bundesrepublik Deutschland. Zumindest stilistisch profitiert das Buch aber auch von der journalistischen Erfahrung von Co-Autor Michael Meyen, Professor für Kommunikationswissenschaft an der LMU München.

Der Clou der Großreportage: Sie beschreibt die Geschichte von „Unterdrückung und Rebellion“ anhand von verschiedenen Charakteren, in deren Leben die kurdische Frage wegen verschiedener Umstände eine große Rolle spielt, und lässt sie zu Wort kommen. Und auch die Mittäterschaft der deutschen Regierung wird thematisiert. So fand im März 2018 eine Razzia beim Mesopotamien Verlag, der unter anderem kurdischsprachige Literatur vertreibt, statt. Es gab und gibt massive Repression gegen Aktivist_innen – unter anderem auch gegen Schamberger – wegen des Verwendens von Symbolen der YPG oder einem Foto Abdullah Öcalans. Alles nachdem die Türkei Deutschland wie schon so oft eine Unterstützung der PKK vorgeworfen hat und nachdem im Februar 2018 nach der Freilassung von Deniz Yücel über eine Gegenleistung der deutschen Regierung spekuliert wurde. Doch die deutsch-türkische Zusammenarbeit reicht weiter zurück. So gab es eine Zusammenarbeit im Ersten Weltkrieg, eine Unterstützung beim Völkermord an den Armeniern, zuletzt den Flüchtlingsdeal und immer wieder Waffenexporte. Nach wie vor zählt die Türkei zu den wichtigsten Abnehmern deutscher Waffen.

Die „Werkseinstellungen“: eine Nation, eine Flagge, ein Vaterland, ein Staat

Die erwähnte staatliche Unterdrückung geht vor allem in der Türkei direkt aus der Staatsgründung und dem damit verbundenen Narrativ hervor: „tek millet tek bayrak tek vatan tek devlet“ (Eine Nation, Eine Flagge, Ein Vaterland, Ein Staat). Für ethnische Minderheiten blieb und bleibt kein Platz, ob unter Atatürks CHP oder unter Erdogans AKP. Davon erzählt im Buch zum Beispiel Ismail Küpeli, der gerade zu den kurdischen Aufständen in der Türkei der 1920er und 1930er Jahre promoviert: „Zur türkischen Republik gehört der Versuch, die kurdische Identität auszulöschen. Schon immer, von Anfang an“ (S. 46). Die Jesidin und Bonner Politikwissenschaftlerin Rosa Burç nennt das erwähnte Narrativ der Türkei seine „Werkseinstellungen“ – der Staatsmythos der Türkei basiert auch auf der Unterdrückung der Kurden und dem Wunsch nach einer militärischen Lösung der „Kurdenfrage“. Mit dem Abbruch des Friedensprozesses 2015 durch die AKP wurde das Handeln des türkischen Staates in Bezug auf die Kurden wieder auf Werkseinstellung gesetzt, der Reset Knopf wurde gedrückt. Burç erzählt von ihren Eltern, die als politische Flüchtlinge nach Bielefeld gekommen sind, von ihrem Weg in die Wissenschaft – nachdem sie sich fast für eine politische Karriere in der HDP entschied, und vom gescheiterten Friedensprozess zwischen kurdischer Bewegung und türkischem Staat.

Keine Rebellion im Iran?

Und auch wenn das Buch von Rojava (der Journalist Peter Schaber berichtet von seinen Erfahrungen im Kampf mit der Waffe in der Hand und dem Gemeinschaftsgefühl innerhalb der YPG) und Başhûr (der Dolmetscher Sirwan Abbas spricht von seinen Erfahrungen mit dem dort regierenden Barzani Clan und Saddam Hussein) erzählt: Der Schwerpunkt liegt eindeutig auf der Türkei. So kommen neben Nick Brauns (der ein Buch zur PKK geschrieben hat) und Reimar Heider (der die Werke Abdullah Öcalans ins Deutsche übersetzt) auch die von der AKP abgesetzte und von der Bevölkerung gewählte Bürgermeisterin Leyla İmret zu Wort, welche vom grauenvollen

Wüten des türkischen Militärs in ihrer Heimatstadt Cizre erzählt.

Es ist schade, dass die Kurd_innen im Iran überhaupt keinen Raum in diesem Buch finden. Dies mag daran liegen, dass die Auseinandersetzungen und die Unterdrückung in der Südosttürkei und in Nordsyrien verglichen mit denen im Westiran heftiger waren und sind. Mit sieben Millionen Kurd_innen und dem Widerstand der PJAK – einer Schwesterorganisation der PKK – wäre es aber durchaus wünschenswert gewesen, auch dies zu thematisieren. Trotzdem: Schamberger und Meyen bieten mit ihrem Buch eine überaus lebendige und trotzdem in die Tiefe gehende Lektüre zur Unterdrückung und Rebellion der kurdischen Bewegung – nicht zuletzt durch zahlreiche Fotos, unter anderem vom Newrozfest in Machmur (kurdisches Flüchtlingslager bei Erbil), dem zerstörten Raqqa und Straßenszenen in Rojava.

Kerem Schamberger / Michael Meyen 2018:

Die Kurden. Ein Volk zwischen Unterdrückung und Rebellion.

Westend Verlag, Frankfurt a.M.

ISBN: 9783864892073.

240 Seiten. 19,00 Euro.

Zitathinweis: Michael Kienastl: Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Erschienen in: China. 49/ 2018.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1495>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Vom Elend, die eigene Haut zu Markte zu tragen



Wolfgang Hien / Peter Birke
Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn
"68" und das Ringen um menschenwürdige Arbeit

Was haben die Arbeitskämpfe in der BRD rund um „68“ mit denen von heute zu tun? Ein autobiografisches Zwiegespräch.

Rezensiert von [Anne Engelhardt](#)

Schon Marx grübelte über sie. Jene „verborgene Stätte der Produktion, an deren Schwelle zu lesen steht: [...] Eintritt nur in Geschäftsangelegenheiten“ (Marx 1867, S. 184). Das Geheimnis, das sie verbirgt, liegt meist hinter verschlossenen Türen. Und genau diese stoßen Peter Birke und Wolfgang Hien in ihrem Band „Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn: ‚68‘ und das Ringen um menschenwürdige Arbeit“ weit auf. Wie sahen die Arbeitsbedingungen in westdeutschen Betrieben aus, bevor und während die einzelnen Schritte der Produktion internationalisiert wurden? Was hatten Auszubildende zu erwarten, die halb ausgewachsen in riesigen Konzernen mit innerlich verkrusteten Machtstrukturen wie BASF ihre Arbeit „antreten“ mussten? Menschen also, die ihre „eigene Haut zu Markte getragen und nun nichts anderes zu erwarten hat als die – Gerberei“ (Marx 1867, S. 184).

In sieben autobiographischen Gesprächen und dem zusätzlichen Beitrag „Gesundheit als politische Kategorie“ gehen der Historiker und Arbeitssoziologe Peter Birke und Wolfgang Hien, linker Gewerkschaftsaktivist und sich selbst reflektierender Sozialwissenschaftler, diesen Fragen anhand Hiens bewegtem Leben nach. Dass die Interviews ihre starre Form zeitweise verlassen und sich zu lebhaften Zweigesprächen zwischen Birke und Hien entwickeln, tut dem Informationsgehalt des Bandes keinen Abbruch. Ganz im Gegenteil.

Wer macht eigentlich Geschichte?

Birke schreibt in der Einleitung, dass großen Bewegungen meist ein Überraschungsmoment innewohnt, weil sie entgegen der gängigen Erwartung nicht von zentralen Figuren getragen oder in Ballungszentren entstehen. Vielmehr bewegen sie sich von den Rändern in die Zentren und werden von Menschen initiiert, deren Geschichte meist nur interessiert, „wenn sie etwas Schrilles, Schräges verkörpern“ (S. 9). Oft werden die eigentlichen Räume, in denen Proteste entstehen, und die Menschen, die diese Proteste getragen haben, im Nachhinein unsichtbar gemacht.

So auch bei den 68ern: Betriebe in ländlichen Gegenden finden sich in wilden Streiks wieder, Lehrlinge protestieren gegen die schlechte Berufsausbildung, gesundheitsgefährdende Arbeit wird bekämpft. Diese Bewegungen waren in Westdeutschland keineswegs Randerscheinungen, sondern hatten relevante Auswirkungen auf die heutige Arbeitswelt. Doch ihre Geschichte wird von der medialen Überzeichnung der „schrillen“ Momente häufig überdeckt.

Diese einseitige mediale und wissenschaftliche Fokussierung beobachtet man auch bei aktuellen Protestbewegungen. Sowohl bei den ägyptischen Protesten ab 2011 oder den Krisenbewegungen

in Portugal und Griechenland wird über „sichtbare“ Aktionen wie Platzbesetzungen und Social-Media-Vernetzungen berichtet. Die Streiks in den Textilfabriken in der Nähe Kairos, der Straßenreinigung Lissabons oder dem Hafen von Piräus, die ebenfalls zu den Bewegungen zählen, werden kaum thematisiert. Sie finden nicht nur im Verborgenen statt, was schon Marx beschäftigte, sie werden auch selten von Sozialforscher*innen aus diesen Räumen geholt und in die Geschichtsschreibung globaler Protestwellen eingefügt.

Entgegen dieser Leerstellen bietet die Aufarbeitung von Hiens Leben eine Einbettung von betrieblichen und damit „unsichtbaren“ Auseinandersetzungen in die BRD-Geschichte. Ziel des Buches ist es, „gegen das Vergessen“ anzukämpfen und konkrete „Utopien, über denen sich das Geröll des Mainstreams abgelagert hat“ (S. 23), wieder ans Tageslicht zu hieven.

Feministische Anleitung zum Arbeitskampf

Hien politisiert sich als Auszubildender noch vor den „68“-Revoluten durch die Arbeitsbedingungen in dem großen Chemiekonzern BASF in Ludwigshafen. Sie gefährden ihn und seine Kolleg*innen nicht nur gesundheitlich, sondern werden von der Konzernleitung und den betrieblichen Mediziner*innen sogar vertuscht und verharmlost. Gängelungen durch Vorgesetzte, lebensgefährliche Dämpfe und Misshandlungen durch Betriebsärzte sind an der Tagesordnung. Hien erkrankt häufig schwer, doch er wehrt sich. Er organisiert sich gewerkschaftlich bei der IG Chemie und wird Mitbegründer einer linken, jugendlichen Betriebsgruppe, die der trotzkistischen Gruppe GIM (Gruppe Internationaler Marxisten) nahesteht.

Hiens Aktivismus zur Aufklärung über Asbest, Dioxin, PVC und andere krebserregende und umweltschädliche Stoffe liest sich wie eine praktische Anleitung für die Umsetzung des „Social Reproduction Feminism“ – einem marxistisch-feministischen Theoriestrang, der unter anderem von der Soziologin Silvia Federici inspiriert wurde. Sie schreibt in „Caliban und die Hexe“ über die Zähmung des „rebellischen Körpers“ (Federici 2015, S. 167) und die durch Kapital, Staat und Kirche forcierte Spaltung des Lebens in Reproduktion und Produktion. Das Arbeitsleben wird, wie bei Birke und Hien durch eine Reihe von Beispielen dargestellt, als Gewaltregime gefasst, dem die Reproduktion des menschlichen Körpers und der Natur zunehmend unterworfen wird. Der Nachschub an Arbeitskräften und Ressourcen sei schließlich sicherzustellen. Federicis Perspektive ermöglicht es, verschiedene Kämpfe im Produktionsbereich und Reproduktionsbereich zusammenzudenken, nämlich als Klassenkämpfe in unterschiedlichen Sphären, in die die kapitalistische Akkumulationslogik eindringt.

Hien kämpft in beiden dieser sich nur scheinbar widersprechenden Feldern: In den 1970ern und 1980ern ist er in mehreren Betriebs- und Gewerkschaftsgruppen zu gesundheitlichen und ökologischen Folgen der Arbeit aktiv, gibt Flugblätter und Zeitschriften heraus. Zugleich beschäftigen ihn feministische Perspektiven, er hinterfragt seinen Aktivismus. Immer wieder thematisiert er rassistische und sexistische Arbeitsteilungen im Betrieb. Beispielsweise werden vor allem türkische Kolleg*innen für gefährlichere Arbeiten eingeteilt, Frauen* landen im Labor pauschal in den untersten Lohngruppen. Zunehmend gerät er in Konflikt mit Betriebsräten und Gewerkschaftsfunktionär*innen, die den „Arbeit-Kapital“-Widerspruch auf Lohnpolitik und Arbeitsplatzzerhalt reduzieren und Sozialpartnerschaft großschreiben.

Wider die toxische Ausbeutung

Wiederholt wirft Hien die immer noch aktuelle Frage auf: Für welche Art Arbeitsplätze kämpfen wir überhaupt, wenn wir dafür die Umwelt und unsere eigene Gesundheit gefährden? Die Antworten sind divers: Viele Beschäftigte opfern eher den eigenen Körper, das eigene Leben und die Umwelt, um die Familie zu ernähren, auch wenn sie dafür Waffen oder giftige Farbstoffe herstellen. Ein anderer Teil ist bereit, die Schließung des Werks und damit die eigene Existenz aufs Spiel zu setzen. Die Debatte stößt an die Frage nach Kontrolle und Macht über Produktions- und

damit auch Lebensbedingungen.

Die Antwort liegt in der kompletten Umwälzung dieser Gesellschaft und der Abschaffung kapitalistischer Akkumulationsstrategien. Daran hält Hien fest. Er organisiert mit Genoss*innen und Kolleg*innen Streiks, Gesundheitsläden und Gesundheitstage für alternative Medizin. Er vernetzt sich global, da viele der gesundheitsgefährdenden Jobs in den globalen Süden ausgelagert werden. Als gesundheitspolitischer Sprecher des DGB erlebt er Anfang der 2000er Jahre scharfe Auseinandersetzungen mit der rot-grünen Bundesregierung, die auf neoliberale Umwälzung der Arbeitswelt setzt und dafür bereit ist, die Gesundheitsstandards, die Hien miterkämpfte, erneut zu schleifen.

Wolfgang Hien arbeitet bis heute in unterschiedlichen Netzwerken zu Umwelt- und Arbeitsthemen. Im Buch gibt er hilfreiche und interessante Anregungen zur Erforschung betrieblicher Arbeit. An der Universität Bremen promovierte er zu krebserregenden Stoffen und vertuschten Störfällen. Er hat (lebens-)wichtige Aufklärungsarbeit geleistet und nachhaltig zur Veränderung der Arbeitswelt und zur Verbesserung des Gesundheitsschutzes beigetragen. Dieser zähe Kampf wäre wohl kaum ohne seine „konkrete utopische“ Perspektive möglich gewesen. Durch die kritischen und interessierten Nachfragen von Peter Birke wird dieser Erfahrungsschatz nun einem breiten Publikum eröffnet.

Zusätzlich verwendete Literatur

Federici, Silvia (2015): Caliban und die Hexe: Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation, 3. erweiterte Auflage. Mandelbaum-Verlag, Wien.

Marx, Karl (1957 [1867]): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Buch 1: Der Produktionsprozess des Kapitals, 7. Auflage. Dietz Verlag, Berlin.

Wolfgang Hien / Peter Birke 2018:

Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn. "68" und das Ringen um menschenwürdige Arbeit. VSA Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-89965-829-3.

256 Seiten. 22,80 Euro.

Zitathinweis: Anne Engelhardt: Vom Elend, die eigene Haut zu Markte zu tragen. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1497>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Gretchenfrage an das Volk



Chantal Mouffe
Für einen linken Populismus

Über die Möglichkeit der Linken, die Gunst der Massen zu gewinnen.

Rezensiert von [Julius Schneider](#)

Kurz vor dem ersten Wahlgang der französischen Präsidentschaftswahl 2017 erklärte der Soziologe Erik Fassin in Richtung des aufstrebenden linkspopulistischen Kandidaten Jean-Luc Mélenchon, es gebe zwei verschiedene Arten von Cholesterin – eine gute und eine schlechte. Einen guten Populismus für die Linke gebe es allerdings nicht.

Die belgische Theoretikerin Chantal Mouffe möchte dieser Wahrnehmung entgegenwirken und argumentiert in ihrer kürzlich erschienenen Streitschrift, dass eine linke, populistische Politik als legitime demokratische Alternative denkbar ist. Damit kritisiert sie die dominante Auffassung von Populismus als eine gefährliche und irrationale Art Politik zu machen, bei der mit Hilfe von Rhetorik die Menschen gezielt manipuliert werden.

Für Mouffe war Politik im Gegenteil schon immer vage und unpräzise, allem voran dort, wo Akteur*innen komplizierte Sachverhalte vereinfacht darstellen und ihre Lösungen als die einzig legitimen und rationalen präsentieren. Somit soll Populismus nicht als Negation von Politik und demokratischen, pluralistischen Werten aufgefasst werden, sondern als politische Logik, die zu jeder Zeit vorhanden ist. Demnach ist jede Politik populistisch, weil das soziale Feld immer in „Insider“ und „Outsider“ geteilt wird, wie wir gleich sehen werden. Doch davor müssen wir uns kurz den Gegebenheiten widmen, die Mouffes Populismus-Argument genau jetzt wieder auf die politische Tagesordnung der Linken setzen.

Mouffe nennt dies den „populistischen Moment“: Darin wird in der Folge der Finanzkrise von 2008 das neoliberale Wirtschaftsmodell zunehmend von linken und rechten Kräften infrage gestellt. Zudem befinden wir uns in einem Zustand der Post-Demokratie, in welchem ein übergreifender Konsens der traditionellen Parteien den Wähler*innen echte Alternativen verwehrt und Politik auf das Abwechseln von Mitte-Links- und Mitte-Rechts-Regierungen reduziert wird. Als Resultat wird jedwede Bewegung, die diesen Konsens kritisiert, unabhängig von ihrer politischen Orientierung als populistisch und als Gefahr für die Demokratie diskreditiert. Es bleibt die fast schon sprichwörtliche Alternativlosigkeit der gegenwärtigen Situation.

Weil Politik immer mit Slogans arbeitet

Mouffes Ziel ist daher nicht, ein populistisches Regime zu errichten, oder an strategisch wichtigen Punkten „populistisch“ zu handeln, sondern Populismus als legitime Art und Weise Politik zu machen zu etablieren. Was können wir uns darunter vorstellen?

Zentral in ihrem Populismusverständnis ist die diskursive Konstruktion einer politischen Grenze,

die das soziale Feld in zwei Gruppen unterteilt: auf der einen Seite ein „Wir“, das sich als „Volk“, die „Unterdrückten“, oder die „99 Prozent“ versteht und auf der anderen Seite ein „Sie“, etwa die „Elite“, „Unterdrücker“ und „das eine Prozent“. Diese Konstruktion steht im fundamentalen Widerspruch zur aktuell dominanten, liberalen Auffassung von Politik, wonach durch substantiellen Dialog alle Interessen widerspruchslös und rational vereint werden können. Des Weiteren gehört dazu die Anerkennung, dass Politik konflikthaft ist und die Art und Weise, wie die Grenze gezogen wird, niemals neutral ist.

Rechte Parteien haben sehr viel früher diese politische Notwendigkeit verstanden, während die Parteien der Mitte noch die Konfliktlosigkeit von Politik zelebrieren und die Herausforderung rechter Parteien als illegitim und widersprüchlich abgestempelt haben. Den Rechtspopulisten gelang es, eine diskursive Konstruktion der Grenze salonfähig zu machen, die auf der Unterscheidung zwischen einem „Wir“ – dem wahren, homogenen Volk, verantwortungsbewussten Politikern sowie ehrlichen Medien – und einem nicht dazugehörigem „Sie“ aus Migrant*innen, Gutmenschen, unehrlichen Politiker*innen und irreführenden Medien besteht.

Der einzige Weg, den Erfolg rechter Populist*innen zu stoppen, besteht daher notwendigerweise aus einer Politik, die es schafft, die verschiedensten Forderungen, die in der Gesellschaft existieren, zusammenzufassen und auf demokratische Weise Ausdruck zu verleihen. Mouffe möchte demnach dem exklusiven, xenophoben und anti-demokratischen „Wir“, das von rechtspopulistischen Parteien konstruiert wird, ein inklusives „Wir“ gegenüberstellen, das die Vielfalt der Forderungen und Einigkeit gegen einen gemeinsamen Gegner anerkennt. Dies gelang zum Beispiel der Kampagne von Mélenchon, der den Frust von Wähler*innen, die vormalig Migrant*innen für ihre prekäre Situation verantwortlich machten, auf andere Gegner und in einem anderen Vokabular kanalisierte.

Und was ist jetzt mit Corbyn?

Dennoch gibt es in Mouffes Pamphlet einige Schwächen beziehungsweise Unstimmigkeiten. In einer der interessantesten Passagen des Buches argumentiert sie für eine Überwindung der traditionellen Unterscheidung in „linke“ und „rechte“ Politik. Dies ist besonders bedeutsam, da sie an anderen Stellen in ihrem Werk als Ziel angab, diese Unterscheidung wiederzubeleben und zu verstärken (Mouffe 2007). Heutzutage sei dies nicht mehr erstrebenswert, aufgrund der weiten Bandbreite von Forderungen, die ein erfolgreiches, progressives, populistisches Projekt vereinen müsse. Dies ist ein bedeutsamer Gedanke, mit potenziell weitreichenden Folgen für die politische Praxis, doch leider führt sie ihn nicht weiter aus.

Im Gegenteil hinterlässt sie den Eindruck, dass sie selbst noch zu sehr in dem polaren Weltbild steckt, wenn sie an verschiedenen Stellen im Buch einen durch und durch „rechten“ Populismus einem durch und durch „linken“ Populismus gegenüberstellt. So vermutet sie zum Beispiel, dass in den nächsten Jahren „die zentrale Achse des politischen Konflikts zwischen linkem- und rechtem Populismus sein wird“ (S. 6).

Eine ähnliche Verwirrung findet statt, wenn sie ihren kompletten Vertrauensverlust in traditionelle linke und sozialdemokratische Parteien offenlegt, was auch im krassen Gegensatz zu ihren vorherigen Ausführungen steht, insbesondere ihrem vielleicht bekanntesten Werk „Hegemonie und radikale Demokratie“ (2000), das sie mit Ernesto Laclau verfasste. Nichtsdestotrotz lobt sie dann aber mehrmals Jeremy Corbyns Labour Party und gibt den Mitgliederaufschwung, den er hervorgebracht hat, als Beispiel an, dass die Parteiform nicht an Kraft verloren hat. Daher bringt ihre Abhandlung nur bedingt Licht in das Dunkel im Hinblick der Frage, wie das populistische Moment auf progressive Weise genutzt werden kann.

Mouffes Werk scheint geleitet von Fragen des „Warum“ und des „Was“. Zum „Wie“ aber schweigt sie meist. In den meisten Fällen mag das legitim sein, aber warum wählt sie dieses Format von 93

Seiten, wenn sie die theoretische Diskussion nicht weiterbringt und zu den brennenden Fragen der Zeit schweigt? Was sind die Gefahren und Möglichkeiten für die populistische Linke, etwa Corbyn oder die spanische Podemos, in der – nahen bis mittelfristigen oder auch langfristigen – Zukunft? Was können wir von den Fehlern von Syriza lernen? Das sind die wichtigsten Fragen, insbesondere wenn sich die politische Linke noch nicht wirklich gewappnet zeigt, den Kampf gegen die populistische Rechte aufzunehmen und schlussendlich zu gewinnen. Das Fundament ist gelegt, doch die praktischen Fragen bleiben unbeantwortet.

Chantal Mouffe 2018:

Für einen linken Populismus.

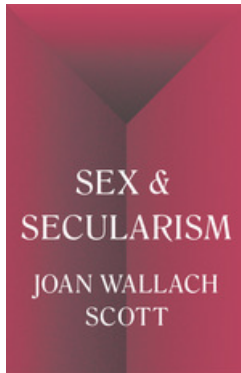
Suhrkamp, Berlin.

ISBN: 978-3-518-12729-2.

111 Seiten. 14,00 Euro.

Zitathinweis: Julius Schneider: Gretchenfrage an das Volk. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1496>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Die Konstruktion des sexuell Anderen



Joan Wallach Scott
Sex & Secularism

Die Zeit ist reif für eine historische Dekonstruktion des Säkularismus-Begriffs.

Rezensiert von [Sébastien Tremblay](#)

Joan Wallach Scott ist für alle, die an Gender in der Geschichte und Geschichtswissenschaft interessiert sind, sicher eine der wichtigsten Denkerinnen. Die an der School of Social Science und am Institute for Advanced Study in Princeton mehrfach prämierte Historikerin ist insbesondere auch für ihre Geschichte Frankreichs auf der anderen Seite des Rheins und in Nordamerika bekannt. Wohl am bekanntesten ist jedoch auch außerhalb der Geschichtswissenschaft ihr theoretischer Aufriss zu „Gender“ als nützliche Kategorie der historischen Analyse aus dem Jahr 1986. Nicht nur waren ihre Positionen in den 1980ern für die Gender-Geschichte prägend, Scott war auch die Mentorin weiterer wichtiger Stimmen des Forschungsfeldes in den USA. Dennoch ist Scotts Lebenswerk immer noch nicht auf Deutsch verfügbar. Das ist besonders bedauerlich, da ihre letzten Monographien als wichtige Kontrastierungen zu einem nicht ausschließlich deutschen, aber in Deutschland häufig verbreiteten, Mythos notwendig wären – gemeint ist die implizite Verbindung zwischen der Gleichstellung der Geschlechter, Säkularismus (also der Trennung von Staat und Religion) und dem „Othering“ von dämonisierten Anderen, gegenwärtig das muslimische „Andere“.

Dabei ist das Herstellen dieser Verbindung und dessen Legitimation von Abwertung keine Eigenart der Rechten. Auch Teile der Linken verbreiten den Diskurs aktiv, wenn auch unter anderen Vorzeichen. Als Beispiele seien hier die liberale Ausnutzung des Körpers der Frau und liberale fortschrittliche LGBTQI+-Erzählungen genannt, die auch zu Abwertungen innerhalb linker Strukturen führen. Nach „Politics of the Veil“, einer hochgelobten Veröffentlichung aus dem Jahr 2007, vertieft Scott ihre Reflexion über die rassistische Instrumentalisierung von muslimischen Frauen in einem neuen Buch – eine feministische Perspektive auf die Geschichte der Sexualität und deren Verflechtung mit der Idee des Säkularismus in Westeuropa und Nordamerika.

Säkula...was?

Scotts Ansatz ist eine Analyse des Säkularismuskurses von der Aufklärung bis zur Gegenwart und legt anschaulich die Ideen- und Gegenwartsgeschichte dieses umstrittenen politischen Grundbegriffs dar. Sie zeigt, wie vergangene Konzeptionen des Säkularismus nicht nur auf einer Opposition der Gleichstellung von Frauen und Männer basierten. Vielmehr war die politische Idee des Säkularismus eine Grundlage der Entwicklung eines sozialdarwinistischen, frauenfeindlichen und homophoben Diskurses.

Gleichzeitig verweist die Autorin sehr überzeugend auf die historische wechselseitige Abhängigkeit von Gender und Politik. Sie legt dar, wie Gender mit einem naturalistischen Positivismus begründet wird und wie der politische Diskurs des Säkularismus auf diesen vorgeprägten

Genderkonstruktionen fußt. Scott führt beispielsweise die sexistische und künstlich hergestellte Opposition zwischen der Frau als irrationales religiöses Subjekt und dem Mann als aufgeklärtes säkulares Objekt an und zeigt, wie dieser Gegensatz als Grundstein des Ausschlusses von Frauen in der Politik herangezogen wurde

Scott entwickelt ihre Analyse in drei Teilen, die fast den Eindruck jeweils eigenständiger Forschungsprojekte hinterlassen. Der erste Teil analysiert die Entwicklung des Säkularismus auf Grundlage der westlichen europäischen und nordamerikanischen Ideengeschichte. Hierbei wird deutlich, wie Weiblichkeit als Gegensatz zur männlichen Rationalität konstruiert und wie vorher erwähnt damit der Ausschluss der Frauen aus politischen Entscheidungsprozessen gerechtfertigt wurde.

Scott verweist darauf, wie die Abwendung vom Religiösen hin zu den säkularen Naturwissenschaften den Weg für die Konstruktion biologisierter Genderrollen ebnete. Diese auf der Idee der Natur beruhende sexistische Weltanschauung, inklusive der Zuschreibung zweier distinktiver Bereiche für Frauen und Männer, habe ihre Wurzeln in der neuen eschatologischen Geistlichkeit des Säkularismus. Scott lässt sich hierbei von feministischen und queeren Theorien inspirieren. Kurz gesagt beschreibt sie, wie der säkulare Nationalstaat – im Gegensatz zum Individuum, das immer noch an Gott glauben konnte – auf einem „reproduktiven Futurismus“ (S. 88) basierte, in dem Frauen sich um die Nachkommenschaft der Gesellschaft kümmerten. Anders gesagt, der säkulare Nationalstaat legt den heteronormativen, heterosexistischen und cis-sexistischen Druck einer zukunftsorientierten Kontinuität auf die Schultern von Frauen.

It's secularism - until it isn't.

Scott überzeugt besonders im zweiten Teil des Buches. Die Autorin beleuchtet den Zusammenhang zwischen dem „Kalten Krieg“ und einem neuen Diskurs über den „Kampf der Kulturen“. Die Historikerin argumentiert mit zahlreichen Beispielen, wie eine Verknüpfung von Liberalismus und einer distinktiven Interpretation des Säkularismus stattgefunden hat. Scott erklärt etwa, dass „der Westen“ mit der Dämonisierung und dem Kampf gegen den Kommunismus kein Problem darin sah, eine Beziehung zwischen „christlichen Werten“ sowie Freiheit und Demokratie herzustellen. In diesem Kontext, hier die 1950er Jahre, wurden die Genderrollen nicht mehr aus der Natur abgeleitet, sondern als eine Wahl verstanden, die von jeder Frau getroffen wurde. Anders gesagt, Scott zeigt, dass die kapitalistische Nachkriegsgesellschaft auf der Illusion gebaut wurde, dass der Ausschluss von Frauen aus der Politik, eine individuelle patriotische Wahl war. Sie zeigt, wie diese Illusion der individualistischen Freiheit gespiegelt wird, um die althergebrachte sexistische Norm zu erreichen. In dieser Rhetorik lehnten Frauen die Emanzipation ab, um den Kern der liberalen kapitalistischen, heteronormativen Gesellschaft vom „gottlosen abartigen Kommunismus“ abzugrenzen. (S. 143) Scott veranschaulicht damit, dass die Verbindung zwischen einem christlichen Weltbild und dem Liberalismus nicht unversöhnlich mit dem Diskurs des Säkularismus war.

Außerdem bemerkt sie, dass die Unterdrückung der Frau im Namen der Freiheit nach dem „Fall des Eisernen Vorhangs“ als die Grundlage für eine rationale, siegreiche Gesellschaftsform dargestellt und gleichsam instrumentalisiert wurde, um das neue „Andere“ zu erfinden und anzugreifen. Sie zeigt unter anderem, wie die Erschaffung einer „sexuellen Staatsbürgerschaft“ während des Kreuzzuges gegen den Kommunismus, Grundstein für die spätere Verbindung zwischen einer westlichen Vorstellung von sexueller Freiheit und der Idee der „Zivilisation“ wurde. (S. 147) Das heißt, sie zeigt, wie die sogenannte Freiheit der liberalen Gesellschaft erst mit einem liberalen Verständnis von Sexualität möglich gemacht wurde und erreichbar erscheint. In diesem Sinn wird die kommunistische Arbeiterin und im rassistischen Diskurs die (verschleierte) muslimische Frau als nicht kompatibel mit der Idee der Freiheit konstruiert. Scott argumentiert hier selbstverständlich nicht gegen eine „sex-positive“ emanzipatorische Form des Feminismus. Ihre materialistische Perspektive sollte auch nicht als eine neue Form der immerwährenden Opposition

zum Queerfeminismus interpretiert werden, in der Sex-Positivismus und Queer als liberales Konstrukt falsch gezeichnet werden. Sie dekonstruiert in erster Linie die Entwicklung des Körpers von Frauen als epistemologischen Kampfraum des Säkularismus und die Kommodifizierung der Freiheit, insbesondere das liberale Verständnis von Freiheit im Bezug auf muslimische Frauen als Basis für einen neuen Zivilisationsdiskurs.

Sie sind Opfer! Verstehst du es nicht?

Schließlich konzentriert sich der letzte Teil des Werkes auf die Verdinglichung des Begehrens, auf die erfundene automatische Gleichsetzung von einer sexuellen Emanzipation und Gender Gleichstellung, und auf die Darstellung muslimischer Frauen als politisches Objekt ohne Agency; es sei denn, sie bekennen sich zum kapitalistischen und liberal-säkularen Diskurs des Konsums und zu einer bestimmten Form der sexuellen Freiheit. In diesem Sinne ist Scott hochaktuell und erläutert, basierend auf den zwei ersten Teilen des Buches, dass diese neue Form der säkularen Diskursivität eine politische und ideologische Idee ist, die von der Linken dekonstruiert werden sollte.

Alles in allem liefert Scott mit ihrem Buch eine neue feministische Analyse, die sowohl für eine feministisch-marxistische Kritik relevant ist als auch den Tendenzen eines liberalen Rassismus in LSBTTIQ-Diskursen entgegen wirkt. Mit anderen Worten, dieses Werk ist, ironischerweise, eine dringende Lektüre für denjenigen Teil der deutschen Linken, der sich als hoch kritisch gegenüber Deutschland versteht, allerdings gleichsam eine radikale Version eines homonationalistischen Fortschrittsnarratives perpetuiert – und jede Kritik als Sprachverbot abtut.

Joan Wallach Scott 2017:
Sex & Secularism.
Princeton University Press.
ISBN: 978-0691160641.
256 Seiten. 33,00 Euro.

Zitathinweis: Sébastien Tremblay: Die Konstruktion des sexuell Anderen. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1504>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Anmerkungen zur Menschenjagd



Julia Hörath

»Asoziale« und »Berufsverbrecher« in den Konzentrationslagern 1933 bis 1938

Wie in der frühen Phase des Nationalsozialismus eine sozialrassistische und kriminalpräventive Verfolgung entstand.

Rezensiert von [Anne Alex](#)

80 Jahre nach der Aktion „Arbeitsscheu Reich“ publiziert Julia Hörath Untersuchungen der Strafrechtsentwicklung bis 1938, welche die Übergänge des Beziehungsgeflechtes aus Wohlfahrtsstaat, Rassenhygiene und Kriminologie betrachten. Seit 1871 wurden Strafrechtsregeln für Bettler_innen, Wander_innen, Prostituierte und „Arbeitsscheue“ debattiert, von denen etliche in Hitlers „Maßnahmenstaat“ flossen. Justizreformen im klassischen Strafrecht als „Vergeltungs-, Sühne- und Schuldstrafrecht“ verschärften sozialrassistische Verfolgungen bis 1932.

Ende des 19. Jahrhunderts wurden Verbrecher_innen mit „krankhaft Geistesgestörten“ (S. 38) verglichen. Postulat war, dass „Schwachsinnigen“ moralisches Empfinden und sittliches Verständnis von Recht und Unrecht fehle. „Soziale“ Krankheiten seien genetisch übertragbar.

Die „Sozialrassistische Verfolgung kannte keine ‚Stunde Null‘“ (S. 16). Hörath beschreibt, wie nach der Reichstagsbrandverordnung Justizbeschlüsse weniger nach allgemeingültigen Normen als nach Sachlage gefällt wurden. Bürger des „Dritten Reiches“ fanden alle Lebensbereiche rechtlich geregelt, ob die Einzelfallentscheidung Rechtsnormen oder politischen Zweckmäßigkeitserwägungen folgten, oblag dem Gutdünken der NS-Machthaber. Im „Maßnahmenstaat“ galt weder Recht noch Gesetz, denn neben der Gemeinschaft Stehende waren der Feind. Sie arbeitet heraus, wie der „Maßnahmenstaat“ zum entscheidenden Instrument zwischen „Volksgenossen“ und „Gemeinschaftsfremden“ wurde - und somit zum Werkzeug für sozialen Exklusion.

Die KZ-Strafe für „Asoziale“ und „Kriminelle“ erwuchs aus der Reichstagsbrand-Verordnung und legitimierte sie als Akt der Gefahrenabwehr. Es entstanden konzeptionelle Ansätze dieser Art von Verfolgung. Kern des „NS-Volksgemeinschaftsdenkens“ war die Rassenhygiene. Dieser lag ein „organischer“ Volks- und Staatsbegriff zugrunde. „Volk und Staat wurden als biologische Einheit imaginiert, dessen ‚gesunde‘ Teile es durch Maßnahmen der positiven Eugenik [...] zu fördern galt, während die ‚kranken‘ Teile ‚auszumerzen‘ waren“ (S. 21). So bringt es die Autorin auf den Punkt.

Der NS-Forscher Detlev Peukert nannte es Anfang der 1980er Jahre „eugenischen Rassismus“. „Minderwertigkeit“, sichtbare Körperanomalien und missliebige soziale Verhaltensweisen wurden verbunden. Sozialverhalten wurde zu Quelle und Gegenstand „sozialtechnischer Lösungsangebote“ (S. 21), denn mangelnde Anpassungsbereitschaft und missliebige soziale Verhaltensweisen wurden erbbiologisch definiert. Fehlende Leistungsbereitschaft wurde als „arbeitsscheu“ charakterisiert und sei „durch degeneriertes Erbgut verursacht“ (ebd.). „Die Klassifizierung einer Person als ‚wertvoll‘ oder ‚minderwertig‘ hing [...] wesentlich von deren Fähigkeit und Bereitschaft ab, die Arbeits- und Leistungsnormen zu erfüllen.“ (Ebd.) „Asozialität“ wurde zur Wurzel des „Verbrechertums“ erklärt. So hätten betreffende Personen einen „inneren

Hang zum Verbrechen“ (S. 295).

Nationalsozialistische Vorsorge

Die sogenannte Vorbeugehaft sah die Verwahrung „vermindert Zurechnungsfähiger“ und „gemeingefährlicher Geisteskranker“ vor. Ein erster Vorstoß zum Willensstrafrecht war, dass Sicherheitsmaßregeln gegen noch nicht straffällig gewordene Personen angewandt wurden.

Ein Link war die richterliche Zuständigkeit für die „Maßregeln der Sicherung und Besserung“. Konzentrationslager gehörten zum Terrorplan der Hitlerbewegung. Sie sind aber nicht ihre Erfindung. Laut Hörath hatte die Rechtsinstrumentalisierung drei Ziele: Herrschaftssicherung, Ausschaltung politischer Gegner_innen, „Reinigung“ des „Volkskörpers“ von „rassischen“ und anderen „Volksschädlingen“. „Bei den Gesetzen handelte es sich [...] nicht mehr der Substanz nach um Recht“ (S. 89). Im April 1933 begann dann die lokale „Schutzhaftverhängung“ gegen „Asoziale“. Paragraph 1 der Reichstagsbrand-Verordnung galt der Ausschaltung politischer Gegner_innen, doch selbst Unangepasste wurden festgesetzt, so die Autorin.

Man erfährt weiterhin, dass die „Schutzhaft“ gegen vier internationale Prinzipien rechtmäßigen Freiheitsentzuges verstieß: Sie erfolgte ohne richterliche Anordnung. Eine Straftat war nicht vorausgesetzt. Den Betroffenen standen keine Rechtsmittel zur Verfügung. Die Haft war zeitlich unbefristet. So saßen in Bayern zehn Prozent aller Insassen in „Schutzhaftlagern“ und Arbeitshäusern. Nach „gesundem Volksempfinden“ konnte jeder „Volksgenosse“ „Schutzhaftanträge“ stellen. Dies überpositive Recht veranlasste die Kripo, bei Vermutungen und Denunziationen zu ermitteln und zu verurteilen. Der Verhaftungsgrund hieß „Gefahr im Verzug“. Hörath beschreibt ein Beispiel: „Eine der ersten sozialrassistischen Inschutzhaftnahmen 1933 [...] betraf den 60-jährigen Sigmund O. aus Haunetal, der mindestens 3 Monate im KZ Dachau interniert war“ (S. 248). Der „Schutzhaftbefehls“-Grund vom Bayreuther Stadtrat am 4. April lautete, er habe Steuer-, Polizei- und Strafrechtsbehörden mit Eingaben belästigt, die Anstand und Sitte vermissen lassen. Zum Jahreswechsel 1933/34 gab es dann schon 3.000 SchutzhaftHäftlinge.

Zur Instanzenreduktion ging die Kontrolle der „Schutzhaft“ auf die Gestapo über; in diesem Zusammenhang erweiterten sich die Haftgründe. Laut „Heimtückeverordnung“ (20.12.1934) wurden Wirt_innen, Frisöre, Geistliche, Handels- beziehungsweise Versicherungsvertreter_innen, Hausierer_innen, Bettler_innen und Prostituierte aus der kommunistischen beziehungsweise katholischen Arbeiterschaft wegen Pöbeleien, Verunglimpfungen, anrühigen Scherzen oder Wutausbrüchen verhaftet und verurteilt. Dieses Vorgehen bestimmte der preußische Geheimerlass zur „Anwendung der vorbeugenden Polizeihaft für Berufsverbrecher“ (13.11.1933) und der zu beschließende Erlass „gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher und über Maßregeln der Sicherung und Besserung“ (24.11.1933). Neue Ziele waren nun „Asoziale“ und „Arbeitsscheue“, Obdachlose und Prostituierte.

Wer nicht zum Volkskörper gehört

Im Folgenden beschreibt die Autorin, die Mechanismen für eine Vorbestrafung. Nach dem Strafablauf kam die Arbeitshaushaft, ab der zweiten Einweisung laut Paragraph 42f RStGB unbefristet beziehungsweise wenn die Täter zwei sechsmonatige Freiheitsstrafen hatten. Täter mit drei vorsätzlichen, noch nicht rechtskräftig abgeurteilten Straftaten waren erheblich vorbestraft. Gerichtlich verurteilte „Gewohnheitsverbrecher“ erhielten Sicherheitsverwahrung als eine an der Täterpersönlichkeit angepasste, abgestufte Bestrafung. „Nachträgliche Sicherungsverfahren“ wurden gegen Freiheitstrafen verbüßende Menschen rückwirkend angeordnet. „Vorbeugehaft“ galt Personen mit langen Vorstrafenlisten, denen die Kripo aktuell keine Straftat nachwies.

Ein Passus im „Gewohnheitsverbrechergesetz“ gestattete die Schaffung von Instrumenten zur Gefahrenabwehr für die Kripo. Die „Bettlerrazzia“ ab 25.10.1933 war die erste Aktion.

Reichsinnenminister Wilhelm Frick kündigte am 28.6.1933 die „Verminderung der Lasten für Minderwertige, „Asoziale“, Kranke, Schwachsinnige, Geisteskranke, Krüppel und Verbrecher durch Zwangssterilisation an. Im „Reich“ gelangten 10.000 Leute in „Schutzhaft“ oder in frühe KZ. Zuerst wurden auswärtige Wander_innen festgenommen, später lokal Bekannte. Am 05.07.1933 folgten im NSdAP-Gau Schleswig-Holstein „Meckerer“, „Saboteure“ und Entlassene mit „schlechtem Lebenswandel“. Im KZ Eutin waren Bettler, Landstreicher, „Unterstützungsbetrüger“, es traf Tischlergesellen auf der Walz, die Ausbildung ignorierende Berufsschüler oder Unterstützungsempfänger, die Rennwetten abschlossen und dem Glücksspiel nachgingen. 1933 war das Arbeitshaus Rebdorf mit 600 Personen voll. Die rechtliche Zulässigkeit war nebensächlich, erstrangig war die kriminalpräventive Strategie.

Im KZ Oberer Kuhberg (Ulm) waren Leute interniert, die nachts sangen, Metzger, die angeblich die Schlachtsteuer nicht zahlten, „Alkoholranke“. Ab 2.10.1933 entfiel bei Hamburger Inhaftnahmen der politische Zweck; die SS wollte Transvestiten und Homosexuelle beobachten und eventuell ins KZ Fuhlsbüttel überführen. Die erste Aktion gegen „Berufsverbrecher“ im März 1937 gegen Leute, die ihre Straftaten „aus einer geradezu staatsfeindlichen Einstellung heraus begingen“ (S. 289). Als „Akt der Gefahrenabwehr im Ausnahmezustand“ seien 2.000 Ledige ohne Arbeit als „Vorbeugehäftlinge“ (S. 293) verhaftet wurden, davon seien 700-800 ins KZ deportiert wurden.

Julia Hörath ist für die ausgiebige Studie zu danken, die erhellend historische und rechtssoziologischen Entwicklungen erklärt, und aktuell das Bayrische/ NRW-Polizeigesetz, Landes-Psych-KG in historischen Bezügen verstehen hilft. Das Fachbuch ist nachvollziehbar strukturiert und verständlich geschrieben. Es zeigt die Entstehung einzelner Rechtsvorschriften. Eine größere Fülle an Beispielen hätte der Arbeit allerdings gut getan.

Julia Hörath 2017:

»Asoziale« und »Berufsverbrecher« in den Konzentrationslagern 1933 bis 1938.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

ISBN: 978-3-525-37042-1.

387 Seiten. 54,99 Euro.

Zitathinweis: Anne Alex: Anmerkungen zur Menschenjagd. Erschienen in: China. 49/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1506>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Das schöne Leben ist eine Baustelle



Meinhard Creydt

Die Armut des kapitalistischen Reichtums und das gute Leben
Ökonomie, Lebensweise und Nachhaltigkeit

Warum Lebensqualität mehr bedeutet als Nachhaltigkeit.

Rezensiert von [Wilhelm Eckardt](#)

Dieses Buch liefert neue Impulse für die Diskussion über zentrale Fragen der Nachhaltigkeit: Was sind die objektiven Ursachen für die ökologische Krise? Welche Mentalitäten und Ideologien fördern sie? Warum kann sich das Thema Nachhaltigkeit so schlecht durchsetzen?

„Wer sich auf die Bedingungen des Lebens fokussiert, tut sich oft schwer, die Ursachen für deren Ruinierung in den Blick zu bekommen. Denn dafür ist es erforderlich, dem Inhalt eines solchen Lebens auf seinem eigenen Terrain zu Leibe zu rücken, der dafür sorgt, dass – auch – seine Bedingungen unter die Räder kommen. Nicht nur die Übernutzung natürlicher Ressourcen ist zu thematisieren, sondern auch die soziale Energieverschwendung, nicht nur die Umweltverschmutzung, sondern auch die Innenweltverschmutzung, nicht nur die Erwärmung der Erde, sondern auch das Klima in den Betrieben und Organisationen sowie in den sozialen Beziehungen. Gutes Leben ist nicht nur emissionsärmer und energiesparender“ (S. 180).

Die vorliegende Darstellung der Zusammenhänge zwischen kapitalistischer Ökonomie und Lebensweise unterscheidet sich von populären Charakterisierungen wie „Haben statt Sein“, „Konsumismus“ oder „Wachstumswahn“. Creydt bringt die rationalen Momente und die massiven Mängel dieser Problemdiagnosen fair auf den Punkt. Kapitalismuskritik beschränkt sich meist auf Klagen über Ungerechtigkeit, Sozialstaatsabbau und „Umverteilung von unten nach oben“. Vorstellungen über Alternativen zum Kapitalismus verbleiben oft im Horizont einer anderen Wirtschaftspolitik. Creydots Buch geht andere Wege. Der Autor analysiert etwa die Grenzen von Preisen. Als unterkomplexe Informationskonzentrate vermögen sie die Schädigungen menschlicher Physis und Psyche sowie der Natur nicht darzustellen. Um den Stellenwert von Märkten zu verringern, sei das Wirtschaften mit Umwelt- und Gemeinwohlbilanzen sowie Technikfolgenabschätzungen zu durchziehen. Als Beispiele für die auszubauenden und weiter zu entwickelnden qualitativen Indikatoren nennt der Autor den MIPS (Materialintensität pro Serviceeinheit) und den DGB-Index für gute Arbeit.

Creydt lässt sich auf die Argumente für die kapitalistische Marktwirtschaft ein und prüft sie und ihre Maßstäbe. „Erlahmen ohne Konkurrenz Motivationen für sinnvolle Neuerungen?“ (S. 24) und „Ist die kapitalistische Ökonomie effizient“ (S. 55)? Der Autor zeigt, dass nicht erst die Verteilung des Reichtums Anlass zu grundlegenden Zweifeln gibt, sondern bereits dessen stofflicher Inhalt. Viele der angebotenen und nachgefragten Waren und Dienstleistungen, wie beispielsweise das Auto oder das Eigenheim, seien nicht nur unökologisch, sondern würden auch massiv problematische Entwicklungen der Lebensweise befördern.

Kapitalistische Ökonomie und Lebensweise

Creydt geht den verschiedenen Auswirkungen des Marktes, der Konkurrenz, des Privateigentums, der betrieblichen Hierarchien und der Kapitalakkumulation nach. Er zeigt, wie der kapitalistischen Marktwirtschaft ihre Erfolge durch vergleichsweise preiswerte Produktion und Produkte nur deshalb gelingen, weil in ihrer Rechnungsweise viele problematische Effekte nicht zählen. Ihm geht es um eine Bilanzierung des Wirtschaftens, die deren Wirklichkeit komplett in den Blick bekommt. Wer die „Effektivität“ des kapitalistischen Wirtschaftens lobt, legt sich keine Rechenschaft von ihren umfassend verstandenen und gegenwärtig verschwiegenen Kosten ab. Um das zu vergegenwärtigen unterscheidet der Autor sieben Dimensionen der Entfaltung von menschlichen Sinnen, Fähigkeiten und Reflexionsvermögen. Sie entwickeln sich etwa im Arbeiten, in der Auseinandersetzung mit Gegenständen außerhalb der Arbeit (also im Umgang mit ihnen oder in ihrer Rezeption), in Sozialbeziehungen und in der Gestaltung der Gesellschaft durch ihre Mitglieder. Creydt beschreibt, wie problematisch die Konzentration vieler Menschen darauf ist, in ihrer Arbeit individuell Momente der „Selbstverwirklichung“ erleben zu können, wenn dafür die problematischen Folgen der Betätigungen ausgeblendet werden müssen.

Dem Autor geht es nicht vorrangig um eine Berücksichtigung der unterschlagenen Kosten, sondern um ein Wirtschaften, das die Schädigungen nicht hervorbringt und schon gar nicht sie zum Anlass für Problemvermarktung macht. Es geht Creydt um eine Gesellschaft, die die „problematischen Auswirkungen der kapitalistische Marktwirtschaft auf zentrale Dimensionen des Lebens“ (S. 101) überwindet. Diesem Thema widmen sich die Abschnitte 4 bis 6 des Buches.

Arbeit und gutes Leben

Eine der „Kernspaltungen“ der Bevölkerung, die Creydt beschreibt, besteht in der Gleichgültigkeit zwischen Produzent_innen und Konsument_innen. Viele Linke beklagen die Grenzen des Lohns, die ihm insofern gesetzt sind, als er am Maßstab der Kapitalverwertung gemessen wird. Selbst ein hoher Lohn könne die Lohnabhängigen aber nicht für das entschädigen, was ihnen die Lohnarbeit nimmt. Arbeit im Sinne des guten Lebens hieße: Die Arbeit ist nicht allein Mittel zur Produktion eines Gebrauchswerts, sondern auch eine zentrale Realität, in der sich die Sinne, Fähigkeiten und Reflexionsvermögen der Arbeitenden bilden. Dieser Begriff von Arbeit als Moment des guten Lebens umfasst zudem die gemeinsame Auseinandersetzung darüber, wie das Arbeiten die Lebensweise entwickelt.

Creydt formuliert im letzten Teil seines Buches einen Begriff der anzustrebenden Lebensqualität. Die verschiedenen Momente des guten Lebens fordern und verstärken sowie korrigieren sich gegenseitig. Der Verfasser diskutiert dies am Beispiel der These vom Gegensatz zwischen einem vermeintlich „männlich-instrumentellen“ Arbeitsbegriff und einer angeblich humaneren, weil interaktiven „weiblichen“ Sorgetätigkeit. Das Konzept der widerspruchsvollen Einheit der sieben Momente des guten Lebens bildet ein Modell dafür, das auseinanderstrebende Ganze zu reintegrieren. Creydt's These lautet: Ohne eine Integration der vielen Teilkritiken und ohne ihre positive Artikulation im Konzept des „guten Lebens“ kann es keine grundlegende Veränderung geben.

Warum Nachhaltigkeit alleine nicht ausreicht

Das Engagement für Nachhaltigkeit, so umfassend es ist, müsse eine Aufmerksamkeit für die „Stärken“ der gegenwärtigen Gesellschaft und für Hindernisse gegenüber ihrer Transformation entwickeln. Sonst bleibe es bei einem Ein-Punkt-Thema und es komme nicht in den Blick, warum das vermeintlich so Evidente – hier die Nachhaltigkeit – sich nicht durchsetzen lässt. Für alle substanziellen Veränderungen – auch in Richtung Nachhaltigkeit – sei entscheidend, wie sich nicht nur die Schadensursachen, sondern auch die Gründe für die Akzeptanz der herrschenden Rechnungs- und Denkweisen überwinden lassen. Dafür müssen gesellschaftliche Strukturen und Lebensweisen in Frage gestellt werden. Dies werde nicht allein aus Motiven der Nachhaltigkeit geschehen können.

Das Buch ist in 65 Kapitel gegliedert und kommt insofern Kurzstreckenlesern entgegen. Gut gewählte Beispiele lockern den Text auf und verdeutlichen die Argumentation. Creydt macht einleuchtend klar, warum grundlegend verändertes Nachdenken über vermeintlich Bekanntes nottut.

Meinhard Creydt 2017:

Die Armut des kapitalistischen Reichtums und das gute Leben. Ökonomie, Lebensweise und Nachhaltigkeit.

oekom verlag, München.

ISBN: 978-3-96238-004-5.

212 Seiten. 19,00 Euro.

Zitathinweis: Wilhelm Eckardt: Das schöne Leben ist eine Baustelle. Erschienen in: China. 49/2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1507>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 13:23.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.